Hisp. 13.

Hisp. 13.

Hilp-13

Geschichte

der Regierung

Ferdinand des Katholischen,

Königs von Spanien.

Von

Rupert Becker.

Zweiter und lezter Theil.

Prag und Leipzig,

in von Schönfeld's Meißnerischer Buchhandlung.

1791.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der kurze Zeitraum, welcher nach geschlos- 1501.
nem Frieden mit Frankreich, die Waffen des Königs von Spanien aus Italien entfernte, erlaubt uns, einen flüchtigen Blik auf Granada zu werfen und zu sehen, wie das Maurische Volk dem Tod seiner politischen und bürgerlichen Freiheit noch mit kraftlosen Zukungen widerstand. Es war nie zu hoffen, daß die spanische Regierung, unter deren Schuz tägliche Opfer fremder Religionsmeinungen bluteten, einem eroberten Volke die Religion ihrer Väter lassen werde, die wegen ihres genauen Zusammenhanges mit Denkungsart und Gesezen, manchen Schlupfwinkel gegen die wilkührlichen Befehle des Monarchen offen hielt. Aber es war eben so gewiß, daß Ferdinand bei den Aus-

sichten neuer kriegerischer Auftritte in Italien, und bei der bedachtsamen Richtung seines Karakters, noch lange mit gewaltsamen Eingriffen gegen eine Nazion anstehen werde, deren Unwillen er bis zur Verzweiflung zu reizen fürchtete. Diesen Stein des Anstoßes räumte Ximenes hinweg, ein Mann, der zuerst in Granada die Laufbahn öffentlicher Geschäfte betrat, und der, wegen seines wichtigen Einflußes bei Spaniens künftigen Staatsveränderungen, hier eine ausführliche Meldung verdient.

Franz Ximenes von Cisneros war einer von den seltnen Menschen, in welchem die Natur absichtlich alle Widersprüche vereiniget zu haben schien, um die Welt über seinen wahren Werth in Zweifel zu lassen. Ein weit umfassender Geist, und doch von den gemeinsten Vorurtheilen geblendet, eben so mild als grausam, eben so stolz als demütig, arbeitete er sich in Spanien von der niedrigsten Mönchsstufe zu dem höchsten Gipfel der Ministergröße empor. Mit unermüdeter Thätigkeit verband er die Beharrlichkeit im Denken und Handeln, die durch anhaltende Selbstverläugnung über Zufall und Schwierigkeiten siegt. Seine lebhafte Einbildungskraft wurde durch die theologischen Meinungen und Träumereien der damaligen Zeit erhizt. Ein unersättlicher Ehrgeiz gesellte sich zu diesen Anlagen, um aus Ximenes das sonderbarste Mittelding zwischen Staatsmann, und

Prie-

Priester zu bilden, was vielleicht iemals die Geschichte aufgestellt hat.

Die Kenntniß der Rechte, denen er seine ersten Studien widmete, eröfnete dem ruhmbegierigen Jüngling ein zu troknes, von zu vielen Mitarbeitern bebautes Feld. Durch theologische Wissenschaften, und ascetische Uebungen konnte man damals schneller sich emporschwingen. Die mönchischen Tugenden der Enthaltsamkeit, der Andacht, des Fastens, konnten zu einem ungewöhnlich hohen Grad getrieben werden, und auf ihre Bekenner einen desto hellern Glanz werfen, ie mehr man in dem bleichen Gesichte, in dem abgestäupten Körper, in dem melankolischen Verächter aller Zeitlichkeit, den auserkohrnen Liebling der Gottheit zu verehren gewohnt war. So sehr Ximenes in der Folge diesen heiligen Stolz unter dem Mantel der Demut zu verbergen wußte, so war es doch dieser allein, der ihn von dem Katheder der Rechtsgelehrsamkeit in die Zelle eines öden Franciskanerklosters bei Toledo verbannte. Abgeschieden hier von allen Zerstreuungen, gewöhnt' er seinen Geist zu der starren Unbiegsamkeit, welche von ieher den Hauptkarakter der Priesterschaft ausmachte. Wasser und gekochte Kräuter waren seine Malzeit, eine härne Kutte sein Kleid, und ein düstrer verwachsener Kastanienwald sein liebster Aufenthalt. Hier bracht' er oft ganze Nächte in Büßungen und Nachdenken zu, und

erschöpfte sich so sehr in Schwärmereien, daß selbst seine Kameraden ihm Abwesenheiten des Geistes Schuld gaben, wo er mit Engeln sich unterredete. *) Eine so strenge Lebensart mußte unmittelbar zu dem Zwek, den er gesucht hatte, zu allgemeiner Bewunderung und Achtung führen. So sehr er dem Haufen sich durch rauhe Uebungen der Gottseligkeit empfahl, so sehr wußte er den Erzbischof von Toledo, Mendoza, durch den weiten Umfang seiner Talente und Kenntnisse zu feßeln. Dieser scharfsehende Staatsmann erkannte bald in dem armseligen Mönch einen würdigen Nachfolger, der das Gebäude der spanischen Monarchie nach dem Plan, wie er solches angelegt hatte, zu vollführen im Stande war. Schlauheit, Muth, und Arbeitsamkeit, die seltne Kunst, unter dem Dekel christlicher Einfalt alle geheimen Klüfte des menschlichen Herzens auszuforschen, die heißeste Ehrbegierde, durch kalte Ueberlegung in Schranken gehalten, tiefe Kenntniß der Staatsverhältniße, und die strengste Beherrschung seiner selbst, dies waren Tugenden, die auf ihren Plaz gestellt, dem spanischen Trone zu gehöriger Zeit wuchern mußten. Aus diesen Gründen beförderte Mendoza seinen Liebling

Xi-

*) Gomez de rebus gestis Francisci Ximenii lib. 1.

Ximenes zu den wichtigsten geistlichen Aemtern, und schlug ihn in der Folge der Königinn Isabelle als Beichtvater vor. Die Würde, mit welcher er diesem Amte vorstand, die Uneigennüzigkeit, die er bei ieder Gelegenheit bliken ließ, und sein warmer Eifer für Religion und Kirchenzucht, erwarben ihm bald Isabellens Vertrauen. Die Königinn liebte das außerordentliche, und fand hier einen Mann, der sich weit über den gewöhnlichen Schlag erhob. Statt, daß andere an den Hof sich drängten, suchte er iede Gelegenheit, dem Wirbel des Hoflebens zu entfliehen, und in seinem Berufe als Provinzialmagistrat von Kastilien, auf eine eben so ungewöhnliche Art zu arbeiten. Die Reisen, die er bei diesem Amte unternehmen mußte, machte er zu Fuß, in Gesellschaft eines einzigen Gehülfen, und eines Esels, der sein Gepäke trug. Er erfüllte so genau das Gelübde der Armuth, daß er sein tägliches Brod von Hause zu Hause bettelte, aber auch dies sehr sparsam sammelte. Gewöhnlich kehrt' er leer aus den Häusern, und begnügte sich an einer Malzeit Kraut, wenn nicht manchmal sein hungriger Gefährte aus Eigennuz bat, ihm das Bettelgeschäft allein zu überlassen.

Der Eifer, mit dem Ximenes die Angelegenheiten der Kirche betrieb, wurde durch öftere Berufungen an den Hof der Königinn unterbrochen. Sie konnte einen Mann nicht lan-

ge mißen, den sie von so vielen Seiten schäzen gelernt hatte. In seinen Busen ergoß sie nicht nur ihre geheimsten Sünden, sondern nahm ihn auch zum Rathgeber in allen Geschäften. Desto leichtern Eingang fanden nunmehro die Gründe des Erzbischofs von Toledo, der kurz vor seinem Tode *) ihn der Königinn als seinen Nachfolger empfahl. Der erzbischöfliche Siz zu Toledo war der erste nach dem römischen Stuhl, und durch die Freigebigkeit der spanischen Könige mit vielen Schlößern, Städten, und Gütern bereichert. Der Erzbischof war Großkanzler und Primas von Spanien, und hatte in Sachen, welche das Wohl des Staates betrafen, nach dem König die erste Stimme. Dieser Zuwachs von Reichthum und politischen Einfluß erhob den Besizer dieser Würde nach und nach zu einem Ansehen, welches selbst den katholischen Königen gefährlich zu werden anfieng. Fast immer waren königliche Prinzen zu dem Erzbisthum gelangt, und auch diesmal wollte Ferdinand seinen unehlichen Sohn Alfons von Arragonien, Erzbischof von Saragoßa, damit bekleiden. Er glaubte desto unumschränktere Gewalt in Kastilien zu erhalten, wenn er an die Spize der geistlichen und weltlichen Geschäfte ein Oberhaupt stellte, das ihm al-

*) Zu Ende des Jahres 1494.

allein ergeben war. *) Aber Isabelle zeigte, daß sie als Königinn die Zügel der Regierung in den Händen habe. Sie verwarf die nachdrüklichen Vorbitten ihres Gemals, und richtete ihre zwischen verschiedenen Personen schwankende Wahl endlich auf Ximenes fest. Ein entfernter Bewegungsgrund zu diesem Entschluße war die Schwächung des Adels, welcher sonst immer mit der Geistlichkeit zusammengehalten hatte, iezt aber bei einem Erzbischofe bürgerlichen Standes keinen so scharfen Vereinigungspunkt wieder fand. Der demüthige Franciskaner konnte weder durch vornehme Geburt, noch durch mächtige Verwandten auf eine so erhabne Stelle Anspruch machen. Eben deswegen glaubte die Königinn ihren Günstling auf eine höchst angenehme Art zu überraschen, und händigte ihm die päbstliche Bulle ein, noch ehe er das geringste von dem, was zu seinem Besten vorgegangen war, ahnden konnte. Aber kaum hatte Ximenes den Anfang gelesen, als er, wie ein Wahnsinniger, aus dem Zimmer der Königinn lief, und ohne etwas von seiner Erhebung hören zu wollen, spornstreichs seinem Kloster zueilte. Die erstaunte Königinn schikte sogleich einige iunge Edelleute nach, die ihn durch Vorstellungen und Bitten zur Rükkehr bewegen soll-

*) Marsolier histoire de Ximenes liv. 2. p. 80.

sollten. Aber er sezte sich standhaft dagegen, und gehorchte erst einer zweiten Bulle des Pabstes, die ihm die Annahme der erzbischöflichen Würde als Pflicht auflegte. Sein erstes Betragen in dieser glänzenden Stelle war eben so sonderbar, als die Hartnäkigkeit, mit der er solche abzulehnen gesucht hatte. Zum reichsten Prälaten in der Christenheit erhoben, änderte er nicht das geringste in seiner vorigen Lebensart ab, und schien der Regel des Franciskus nach den strengsten Grundsäzen treu bleiben zu wollen. In Begleitung der Mönche seines Ordens, ritt er entweder auf einem Esel, oder gieng zu Fuße. Kein Silber zierte seine Tafel, keine Kostbarkeit sein Zimmer. Er bediente sich selbst, beobachtete die Fasten aufs genauste, und legte nie, auch nicht zur Nachtzeit einmal, sein Ordenskleid ab.

Bis hieher hatte der unbeugsame Karakter des Erzbischofs einen desto höhern Grad von Sittlichkeit und Stärke bliken lassen, ie mehr es dem menschlichen Geiste Mühe kostet, sich auf der Bahn ernster Pflichten gegen die Lokungen des Ueberflußes und der Gemächlichkeit unverrükt zu erhalten. Die plözliche Aenderung, die iezt mit ihm vorgienz, machte alle seine vorherigen Handlungen verdächtig. Seine allzu rauhe und erniedrigende Lebensart war durch ein Schreiben des Pabstes getadelt, und er selbst ermanet worden, mit der hohen Wür-

de, die er bekleidete, etwas mehr äußern Anstand zu verbinden. Diese Aufforderung ergriff Ximenes, um die Feßeln, die er seinen Neigungen angelegt hatte, mit einmal zu zerbrechen. Von nun an vergrößerte er sein Hauswesen, lebte, wie andere Herren im Wohlstande, übertraf alle an äußrer Pracht, und widmete sich den Staatsgeschäften eben so eifrig, als er sie bisher verschmäht hatte. Bei einem so plözlichen Uebergange von dürftiger Demuth zu verschwenderischem Stolz ist man berechtiget, alle beibehaltenen Aeußerungen iener Tugend für Verstellung, oder für Ausbrüche einer sonderbaren Laune zu halten. Eben daher legte Ximenes zwar seidene Kleider an, aber nur von der Farbe seines Ordens, und so kurz, daß man die ärmliche Franciskanerkutte vorschimmern sah, die er von Zeit zu Zeit selbst flikte. Oft trafen ihn seine Bedienten, wie er die kostbaren Deken aus dem Bette warf, und auf nakten Brettern, oder auf dem harten Boden schlief. Bei aller Vorliebe für die Mitbrüder seines Ordens war er ungefällig gegen sie, und widerriet der Königinn ihre Beförderung. Auch dieser kleine Zug verräth den ersüchtigen Stolz, der eben die Menschenklasse, mit welcher er einige geringe Verhältnisse gemein hat, durch andere desto auffallendere Entfernungen von sich absondern will. Ximenes wurde auch deswegen von den Franciskanern

tödt-

tödtlich gehaßt, und sah zu seiner eignen Sicherheit sich genöthiget, die Anzahl derjenigen, die in seinem Dienste standen, auf einige wenige herabzusezen. Die Wissenschaften, die er von Jugend auf getrieben hatte, flößten ihm Achtung für nüzliche Kenntnisse ein. Er war daher der hauptsächlichste Beschüzer damaliger Gelehrsamkeit, und stiftete eine berühmte Universität zu Alcala, wohin er die angesehensten Gelehrten aus Paris und andern Orten zusammenrief. *) Sein Vorurtheil gegen die Rechtskenntniß behielt auch bei dieser öffentlichen Anstalt die Oberhand, und versagte der nüzlichsten unter den menschlichen Wissenschaften hier einen Lehrstuhl.

So gern eine billige Nachwelt dem grossen Manne diesen Eigensinn verzeihen würde, so wenig kann sie die Wunde verschmerzen, die der Kezereifer des Ximenes eben den Wissenschaften, deren Beförderer er seyn wollte, auf ei=

*) Die Einkünfte dieser Universität betrugen damals ungefähr 14000 Dukaten, stiegen aber in der Folge auf 30000. Der besoldeten Catheder waren 42, nämlich 6 Theologie, 6 für die Canones, 4 Medizin, 1 Anatomie, 1 Chirurgie, 8 Künste, 1 Moral, 1 Mathematik, 4 griechische und hebräische Sprache, 4 Rhetorik, und 5 Grammatik. Eugen. de Robles vida del Cardenal Ximenez c. 16.

eine unheilbare Weise zufügte. Die Geschichte der Maurischen Bekehrung war es hauptsächlich, die seinen Namen auf eine doppelte Art brandmarkte, und ihn nicht nur als Wütrich gegen lebende Mauern, sondern auch gegen die unschädlichen Ueberbleibsel ihres ehrwürdigen Alterthums darstellt. Die katholischen Könige hatten sich bei Ausbreitung der christlichen Lehre in Granada außerordentliche Fortschritte von Ximenes Mitwürkung versprochen. Er nahm deshalb seinen Aufenthalt unter den Mauern, und arbeitete mit allen Kräften, die Unwissenheit oder Verstokung dieses sonst gutmüthigen Volkes zu besiegen. Geschenke, List und Ueberredung waren die unschuldigsten Mittel, deren er sich hierbei bediente. Viele wurden durch Gelindigkeit und Wohlthaten gereizt, sich taufen zu lassen; aber wenn diese nicht verfangen wollten, hatte Ximenes ein eisernes Herz, und schrekende Strafgerichte. Ein Sacristaner Leo stand in seinem Sold, der die Mauern so hart behandelte, daß ein Neubekehrter dem Erzbischof ins Gesicht sagte: ieder müsse ein Christ werden, der in die Klauen dieses wilden Löwen geriethe. Um die Anhänglichkeit des Volkes an ihre vaterländischen Sitten und Glauben desto schneller zu vertilgen, ließ Ximenes alle Alcorane, und maurische Schriften, deren er habhaft werden konnte, aufkaufen. Diese schäzbare Sammlung, welche vielleicht manche

Sel-

Seltenheiten der alten klaßischen Litteratur enthielt, und sich auf fünf tausend Bände belief, wurde in einem Tage verbrannt. Nicht einmal die äußern Zieraten blieben verschont, weder die künstlichen Malereien, noch die goldnen und silbernen Beschläge; nur einige medizinische Bücher, deren Nuzen für unser Zeitalter verloren ist, entgiengen den Flammen. Die täglich zunehmenden Gewaltthätigkeiten des Erzbischofs erfüllten das Volk mit Abscheu und Erbitterung. Gekränkt in allen Rechten, die sie bei ihrer Uebergabe sich bedungen hatten, ergriffen sie die nächste Gelegenheit, das ihnen aufgebürdete drükende Joch abzuwerfen. Ein königlicher Gerichtsdiener, längst durch Unmenschlichkeit und Härte berüchtigt, wollte ein kezerisches Weib in dem Albaizin gefangen nehmen. Ihr durchdringendes Geschrei versammelte mehrere Einwohner, welche nach kurzem Wortwechsel den Schergen todt schlugen, und eine gleiche Rache an dem Urheber ihrer Sklaverei zu nehmen brannten. Ueberall ertönte iezt Mahomet und Freiheit. Man griff zu den Waffen, man verrammelte die Strassen, und belagerte den Erzbischof in seinem eignen Pallaste. Die Besazung des Alhambra war zu schwach, um das andringende Volk zurük zu halten. Täglich wuchs der Aufruhr, und bedrohte die Christen mit dem fürchterlichen Schauspiele eines allgemeinen Blutbades. In diesen unruhigen Augen-

genbliken, wo ieder für sein Leben zitterte, behielt Ximenes eine Faßung des Geistes, die Bewunderung erregte. Ohne Waffen, ohne irgend eine Schuzwehr, als das Kreuz, das er feierlich vortragen ließ, begab er sich an den Ort, wo die Mauren in voller Wut versammelt waren. Er trat unter sie mit gefälligem heitern Blike, und zämte die Gemüter dieser Barbaren mit den Reizen unwiderstehlicher Beredsamkeit. Eben dieienigen, die kurz vorher den Erzbischof zu erwürgen drohten, küßten iezt demüthig ihm den Zipfel des Kleides, und kehrten besänftiget in ihre Wohnungen zurük.

Die Könige hatten bei dem Bekehrungsgeschäfte sich hauptsächlich auf die Klugheit des Ximenes verlassen. Es lag ihm daran, die Vorfälle so früh als möglich an den spanischen Hof zu berichten, und seine harten Maaßregeln, denen man hauptsächlich den Ausbruch der Empörung zuschrieb, zu entschuldigen. Um desto schneller allen widrigen Gerichten vorzubeugen, sandte er einen Boten ab, der in dem Rufe stand, ieden Tag zwanzig spanische Meilen laufen zu können. Aber dieser Fußgänger fand unterwegens so gute Wirthshäuser, und betrank sich so öfters, daß die Könige die Nachricht des Aufruhrs weit früher aus fremden Berichten, und zwar sehr fürchterlich geschildert erhielten. Der Unwille Ferdinands brach

bei

bei dieser Gelegenheit gegen seine Gemalin in Vorwürfe über einen Mann aus, den sie in Schuz genommen, und mit blindem Vertrauen beehret habe. Auch Isabelle fieng an, eine nachtheilige Meinung von Ximenes zu hegen, und schrieb ihm einen Brief voll Härte und Bitterkeit. Aber die gelungene Stillung der Unruhen gab ihm Stof genug, den ersten widrigen Eindruk zu vertilgen, und sein Verdienst um den katholischen Glauben desto mehr zu verherrlichen. Er faßte die Könige bei ihren Schwächen, und zeigte ihnen in diesem Vorfalle das sicherste Mittel, die Einwohner Granadas zu Annehmung der christlichen Religion zu bewegen. Die Empörung war ein Kapitalverbrechen. Alle hatten den Tod verdient; aber aus Gnaden wurde allen die Wahl zwischen Hinrichtung und Taufe gelassen. Noch waren die Mauren zu weit von der religiösen Vollkommenheit entfernt, die unverwelklichen Kronen im Paradiese dem Genuß irdischer Glükseligkeit vorzuziehen. Die Liebe zum Leben trieb daher alle Einwohner der Hauptstadt in den Schooß der Kirche, und die Anzahl der Neubekehrten stieg auf funfzig tausend Menschen. Dieser Zwang, der die heiligsten Verträge zu Grunde richtete, konnte nicht weiter reichen, als die Macht, die ihn unterstüzte. Die innern Landesbewohner sahen in den Ketten, die man ihren Mitbürgern auflud, die fürchterli-

chen

chen Vorboten einer gleichen Sklaverei. Ein Volk, das auf Freiheit, auf Vaterland, und Nazionalehre Verzicht gethan hatte, vereinigte iezt die Kräfte, die ihm übrig geblieben waren, zu Vertheidigung seiner angeerbten Religion. Unzugängliche Wege, ungebahnte Felsen und Klüfte flößten ihm Muth ein, und nährten die Flamme des Aufruhrs, die auf einmal in dem ganzen Umkreise der Alpuiarras ausbrach.

Eine langwierige Erfahrung von dem wilden Geiste der Maurischen Nazion entdekte Ferdinanden die gefährlichen Folgen der Empörung in einem Lande, wo die Natur der Tapferkeit so sehr zu Hülfe kam, und wo ieder Schritt, den man vorwärts that, mit Blut erkauft werden mußte. Um das Uebel in der Geburt zu erstiken, drang Ferdinand mit einem zahlreichen Heer in das innere Gebürge. Das Schreken, das er überall verbreitete, würde hinreichend gewesen seyn, die verzagten Horden, die weder Ordnung, noch Anführer kannten, zu demüthigen. Aber er wollte nicht blos siegen, sondern auch strafen und verwüsten. Unerhörte Grausamkeiten schändeten die Lorbern, die er hier einerndete. Zu Benefique, Nixar, und Gueiar, wurden alle Mauren, welche fähig waren, die Waffen zu tragen, hingerichtet, und Weiber und unvermögende zu Sklaven gemacht. Nur der Kinder, welche unter eilf Jahren wa-

ren, schonte man, und ließ sie taufen. *) Diese schauderhafte Strenge, die bewafneten Apostel, welche durch das ganze Königreich ausgesandt wurden, die Umstürzung aller Rechte der Natur, und aller gesezlichen Verträge erweckte in dem Busen der Mauren das lezte schlummernde Rachgefühl. Die Empörung griff weiter um sich, und brachte die reich bevölkerten Gebürge von Sierra de Ronda, und Sierra Bermeia in Gährung. Allenthalben trieben die Mauren das christliche Heil, das man ihnen aufdringen wollte, mit tollkühner Wuth zurük. Es kam zu verschiednen blutigen Gefechten, in denen unter andern vornehmen Spaniern auch ein Bruder des großen Kapitain, Don Alfonso de Aguilar, sein ruhmvolles Leben endigte. Ein maurischer Dolch durchstach ihn, als er eben in der Hize des Treffens, um zu verschnaufen, den Küraß ein wenig gelüftet hatte. Die Wuth der Mauren sättigte sich in dem Blut dieses erschlagnen Feldherrn, und durchbohrte ihn mit so viel Stichen, daß er von den Seinigen kaum wieder erkannt werden konnte. König Ferdinand überzeugte sich endlich durch den Augenschein, daß die festen unzugänglichen Gebürge diesem Volk, auch wenn sie besiegt wären, immer Gelegenheit darbieten würden,

*) Garibay Tom. 2. lib. 19. c. 10.

den, sich aufs neue zu empören. Er zog daher die Gleichheit im Christenthume den wichtigern Vortheilen vor, die er aus Granadas reicher Bevölkrung, aus dem Kunstfleis der Einwohner, und aus dem ruhigen Anbau ihrer Gärten und Felder erwarten konte. Es ergieng ein allgemeines Gebot, worinnen den Mauren freigestellt wurde, entweder die Taufe anzunehmen, oder mit einer Auslösung von zehn Dukaten die Person nach Afrika zu ziehen. Schwankend zwischen Vaterland und Glauben, wählten viele eine freiwillige Verbannung. Unzählbar war die Menge der Auswandernden; demohngeachtet ruhte auf Granada ein solcher Segen von Bevölkrung, daß diejenigen, welche zum Schein das Christenthum annahmen, immer noch stark genug waren, das Mistrauen der Regierung zu erregen. Die spätern Eingriffe der Monarchen in die Rechte der maurischen Nation brachten neue Empörungen hervor, welche endlich unter Philipp dem Dritten, zu Spaniens unersezlichem Schaden, durch gänzliche Vertreibung der Mauren getilgt wurden.

Zu eben der Zeit, als Ferdinand sich mit den Granadischen Unruhen beschäftigte, hatten die Unternehmungen des Königs von Frankreich, Ludwig des Zwölften, die Augen von ganz Europa auf sich gezogen. Dieser mit den glüklichsten Anlagen geborne Fürst hatte durch

manche in seiner Jugend erlittene Prüfungen den Karakter geläutert, der iezt im reinsten Lichte ächter Fürstengröße auf dem Trone glänzte. Die Wallungen seiner Ehrbegierde waren der Vernunft untergeordnet, die mehr ihren Ruhm in großmüthigen Handlungen, als in den Schmeicheleien der Höflinge suchte. Sein Land fühlte unter ihm die milden Einflüße eines Fürsten, der im Menschenglük das Seinige fand, und den Namen eines Vaters des Volks, einstimmig von den Unterthanen ihm übertragen, zu verdienen suchte. Sein ganzes Vertrauen hieng an dem Kardinal d'Amboise, dem einzigen Priester vielleicht, der Minister zu seyn verdiente. Ohne viele schimmernde Talente besaß er Ueberlegung, Wohlwollen, und Bescheidenheit. Er zuerst führte die irrige heimtükische Politik der damaligen Zeit auf nüchterne Grundsäze zurük, und behielt selbst dann die Ehre, wenn er von seinen schlauen Gegnern bisweilen hintergangen wurde. Gleich erfahren in den Staatsangelegenheiten und auf dem Schlachtfelde, ordnete er alle Kriegsrüstungen an, ohne selbst die mit seiner Priesterwürde streitenden Waffen in die Hand zu nehmen. Kaum hatte er die Ordnung, und die Finanzen in Frankreich hergestellt, als er die weitläuftigen Pläne ausführte, welche Frankreichs Macht in Italitn erweitern sollten. Die ersten Versuche waren ihm glüklicher und schneller,

als er hoffen konnte, gelungen. Durch schändliche Verrätherei der schweizerischen Truppen war Ludwig der Mohr in dem Augenblike, da er sein Land wieder zu gewinnen dachte, in französische Gefangenschaft gerathen, und Mailand in eine französische Provinz verwandelt worden. Die Leichtigkeit, mit welcher der König von Frankreich ein so ansehnliches Herzogthum eingenommen hatte, reizte ihn, die verjährten Ansprüche seiner Vorfahren auf Neapel ebenfalls durchzusezen. Aber dies Unternehmen fand mehrere Schwierigkeiten. Der Schlag, welcher den König von Neapel treffen sollte, sezte zugleich andere Staaten in Gefahr. Man sah im Herzen Italiens eine Macht aufstehen, welche die kleinen Fürstenthümer nach und nach unterdrüken, und zu einer solchen Größe sich erheben würde, daß ihr nichts widerstehen könnte.

Die hauptsächlichsten Gegner, welche Ludwig zu fürchten hatte, waren der Pabst, Kaiser Maximilian, und Ferdinand der Katholische. In allen dreien regte sich die Eifersucht schwächer oder stärker, ie nachdem sie Ursache hatten, Frankreichs Wachsthum in Italien als eine Schmälerung ihrer eignen Vortheile zu betrachten. Ludwig wandte sich zuerst an den Pabst, und bestrikte ihn mit den Banden des Eigennuzes, die ihre Wirkung auf eine so niedrige Seele nie verfehlten. Nichts war Ale-

xandern zu theuer, was die Vergrößerung seines schändlichen Bastarden, des Herzogs von Valentinois, befördern konte. Um ihn zu mästen, wurde das Blut der edelsten Bürger vergossen. Rom war eine Mördergrube geworden. Der Pabst schmeichelte sich schon lange mit dem hohen Gedanken, ihm eine Krone zu verschaffen, und unter allen war es hauptsächlich Neapels Krone, nach der ihn gelüstete. Da er aber diese Absicht nicht ausführen, und die Heurat seines Sohnes mit der Tochter des Königs von Neapel nicht durchsezen konnte, sucht' er wenigstens durch dessen Untergang andere wichtige Vortheile zu erhalten. Der einzige Fleken in dem Leben des Königs von Frankreich war die knechtische Ergebenheit, zu der er sich gegen diesen Pabst erniedrigte. Um in seinen Absichten auf Neapel glüklich zu seyn, schmiegt' er sich in alle schändlichen Pläne des Herzogs von Valentinois, und gab ihm Truppen, mit denen er die kleinen Fürsten in Romagna erwürgen, berauben, und zerstöhren konte.

Die Oberherrschaft des deutschen Kaisers auf Italien schien damals gänzlich zu schlummern, und Maximilian war nicht der Kaiser, der sie wieder aufzuweken vermocht hätte. Mailand war ein deutsches Lehn, und Ludwig der Mohr Maximilians Verwandter und Freund. Auf ihn hatte sich dieser Fürst am meisten ver-

lassen ; aber es blieb bei leeren Versprechungen. Die erste Hize, welche den Kaiser wegen Mailands Eroberung anwandelte, verrauchte bald, da ihm die Mittel zu dessen Rettung fehlschlugen. Er hatte deshalb bei dem spanischen Gesandten Don Juan Emanuel auf ein Hilfsgeld von drei hundert tausend Dukaten angetragen. Aber dieser lachte ihm ins Gesicht, und sagte: dies wäre eben so viel, als begehren, daß der König von Spanien die ganzen Kosten der Unternehmung hergeben solle; daß dieser seine Eroberungen nicht so kostbar einrichte, wie er wohl glauben möchte, und daß eine solche Summe hinreichend sei, ganz Afrika zu erobern, und sich zum Herrn von Italien zu machen. Man sieht aus dieser Antwort — ob sie schon etwas nach spanischer Rodomontade schmekte — wie wenig man damals brauchte, um viel auszurichten. Maximilian spante endlich seine Forderungen so weit herunter, daß er mit ieder Summe sich begnügen wollte. Aber weil man keine Gewisheit hatte, daß der Erfolg den Aufopferungen entsprechen würde, weil Maxens Entwürfe so unsicher waren, daß man noch vor Ablauf des Monats eine Aenderung seiner Meinung erwarten konnte, so geschah ihm von Seite Ferdinands weder ein Anerbieten, noch eine abschlägige Antwort. Der Geldmangel wirkte eben so stark auf Maxens Gesinnungen, als die zudringliche Vorsprache seines

Soh=

Sohnes, des Erzherzogs Philipp von Oestreich. Dieser war zum Frieden um so geneigter, weil seine Unterthanen, die Niederländer, aus Furcht, daß ihr Handel beeinträchtiget werden möchte, nicht gern vom Kriege etwas hörten. Seine Räthe und Freunde waren mit französischem Gelde bestochen, und König Ludwig traute so sehr auf sie, daß er von ihnen zu sagen pflegte: sie wären so französisch, wie der Wein von Orleans. *) Um desto leichtern Eingang zu finden, erbot sich Ludwig, der keine männliche Erben hatte, dem Sohn des Erzherzogs, nachmaligem Kaiser Karl dem Fünften, seine Tochter Klaudia zur Ehe, und Mailand als Mitgift zu geben, ohngeachtet beide damals noch nicht drei Jahre alt waren. Diese Reize künftiger Verwandschaft, und die französischen Geldsummen, welche dem Kaiser ausgezahlt wurden, brachten einen Waffenstillstand zwischen Maximilian und Ludwig hervor, dem bald darauf der Friede zu Trient folgte. Der König von Neapel, welchem Kaiser Max seine Hilfe um eine runde Summe von vierzig tausend Dukaten zugesagt, und auf die Zukunft monatlich funfzehn tausend einbedungen hatte, blieb vergessen. So karg flossen damals die Einnahmen des Reichsoberhauptes, daß er die Krone als

ein

*) Zurita Vol, 5, lib. 3, c. 34.

ein Mäklergewerbe, und den lezten Bezaler immer als den nächsten Freund betrachten mußte.

Auf diese Art hatte König Ludwig zwei Fürsten, die ihm bei Neapels Eroberung im Wege standen, zufrieden gestellt. Aber noch blieb der wichtigste Nebenbuhler, der König von Spanien, übrig. Es war unmöglich, ihm eine annehmliche Vergütung darzubieten. Seine Rechte auf Neapel konten durch eben so wichtige Gründe, als die französischen, vertheidiget werden; und wenn er auch diese hinten ansezte, wie er es nicht zu wollen schien, so war König Friedrich von Neapel sein nächster Verwandter. Er würde ihn mit der ganzen Macht seines Reichs vertheidiget, und nicht zugegeben haben, daß ein mächtiger auswärtiger Fürst sich in Siziliens Nachbarschaft festsezte. Diese Schwierigkeiten hatten durch das Beispiel Karls des Achten sich bestätiget. Um die Klippen zu vermeiden, an denen er gescheitert war, mußte man einen andern Ausweg finden, und kein anderer stand offen, als die Theilung des Königreichs. Ferdinand, welcher eben so begierig, als Ludwig nach Neapel trachtete, sah im Voraus die Schwierigkeiten eines getheilten Besizes; aber außerdem, daß er nie einen glüklichern Vorwand zu Erreichung seiner Absichten finden konte; daß selbst das gehäßige der Eroberung größtentheils auf Frankreich

fiel

fiel, und er mehr genotdrungen, als freiwillig daran Theil zu nehmen schien; so ließen eben iene Schwierigkeiten ihm manche gegründete Hofnung übrig, den Gewinn der Unternehmung für sich allein zu ziehen. Er schloß daher über Neapel einen Theilungstraktat, kraft dessen der König von Frankreich die Städte Neapel, Gäta, die Provinz Labor, ganz Abruzzo, und die Hälfte der Einkünfte des Zolls von den Heerden in Apulien erhalten, Ferdinand aber sich mit Apulien, Kalabrien, und der andern Hälfte dieses Zolles begnügen sollte. Jeder machte sich verbindlich, seine Eroberungen auf eigne Kosten zu unternehmen. Um den Feind desto unvorbereiteter zu überfallen, hielt man diesen Theilungstraktat so geheim, als möglich. Noch immer traute der König von Neapel mit vollem Herze auf Spaniens Hilfe, und glaubte sich unter dem Schuze dieses Hofes gegen Frankreichs Anschläge gesichert. Man hatte alle Kunstgriffe, ihn zu täuschen, angewandt. Die katholischen Könige verdekten ihre Zurüstungen mit dem heiligen Vorhaben eines Türkenkrieges. Sie ließen deshalb eine Flotte unter Konsalvos Anführung zu den Venetianern stoßen, und unterstüzten diese Republik mit einer Thätigkeit, die alle Menschen von dem Eifer ihrer frommgemeinten Absichten überzeugte. Schon schmeichelte man sich, sie würden die sklavischen Ketten zerbrechen, unter denen Griechen=

chenland seufzte. Die prophetische Volkssage öfnete schon den Spaniern einen Weg nach Konstantinopel, und trug den Namen Ferdinands, als Wiederherstellers des griechischen Kaiserthums, in die Jahrbücher der Bizantinischen Geschichte ein. *) Aber bald fielen diese glänzenden Hofnungen in ihr voriges Nichts zurük. Kaum hatte Konsalvo die Insel Cefalonia eingenommen, als er auf Befehl der katholischen Könige nach Meßina zurük kehren mußte. Sie ernannten ihn zum Generalstatthalter von Apulien und Kalabrien, und ertheilten ihm mit dieser Würde zugleich die Rolle, die er künftig in Neapel übernehmen sollte.

Alle Abgeordnete aus den sicilianischen Städten empfiengen den großen Kapitain mit Glükwünschen; niemand aber drängte sich freudiger ihm zu, und bewillkomte ihn herzlicher, als König Friedrich, der ihn als Schuzgott und Retter seines Reichs verehrte. Begier-

*) In dieser Absicht sezte Andreas Paleologus, Despot von Morea, ein Sohn des Thomas Paleologus, der sich rechtmäßiger Erbe des griechischen Kaiserthums nante, und im hohen Alter zu Rom lebte, die katholischen Könige zum Erben seiner Ansprüche ein; eine Erbschaft, die nicht zu beneiden war, und die er schon ehemals an Karl den Achten abgetreten hatte. vid. Spondanus A. D. 1495.

gierde nach Ruhm, und gewiße harte Grundsäze, welche Konsalvo bei seiner kriegerischen Lebensart eingesogen hatte, verleiteten ihn iezt zu einer Aufführung, welche den Empfindungen seiner sonst großmüthigen Seele widerstritt. Ohne zu überlegen, daß die heiligen Gesezе der Wahrheit und Menschenliebe noch unverlezlicher sind, als die Befehle der Könige, dacht' er nur an die Vortheile seines Herrn, und schlich ihnen auf dem Wege einer niedrigen Heuchelei nach. Der einzige Fürst, der ihn mit uneigennüzigen Wohlthaten überhäuft hatte, wurde das Opfer verrätерischer Freundschaft. Unter dem Vorwande, seine Truppen in Sicherheit zu bringen, ließ Konsalvo sich einige Pläze in Kalabrien abtreten, und wiegte den König Friedrich mit so sichern Versprechungen ein, daß dieser ohne Furcht ein Lager bei St. Germano bezog. Die freie und edle Denkungsart dieses Prinzen hinderte ihn selbst dann, als man schon allgemein Konsalvos Treue zu bezweifeln anfieng, einem nachtheiligen Verdacht Raum zu geben. Er war desto mehr Mensch, ie weniger er Politiker war, und begieng als Fürst einen Fehler, der ihm, als Privatperson zur Ehre gereicht haben würde.

Der Abrede zwischen beiden Königen gemäß, sollte von ihren Verhandlungen nichts eher laut werden, bis die französischen Truppen das römische Gebiet betreten hatten. Dies war

geschehen. Der französische Vicekönig von Neapel, Herzog von Nemours, hatte den General d'Aubigni mit einem Heer, welches aus tausend schweren Reitern, und zehn tausend Mann Fußvolk bestand, vorausgeschikt, und eine französische Flotte war zu gleicher Zeit von Provence abgesegelt. Die Gesandten der verbündeten Höfe erschienen iezt vor dem Konsistorium des Pabstes zu Rom, und erklärten den zwischen beiden Mächten geschlossenen Vertrag. Man stellte vor: daß König Friedrich die Türken zum Kriege gegen die Christenheit gereizt habe; daß ganz Italien darüber in Gefahr komme, und daß nur die dringendste Noth sie zu diesem Bündniß bewege. Sie baten daher, daß wegen ihrer Kriegskosten, und wegen der Rechte, die ihnen auf Neapel zuständen, der Pabst ihnen die Belehnung über die getheilten Lande geben möchte, und zwar dem König von Frankreich unter dem Titel eines Königs von Neapel und Jerusalem, dem König von Spanien aber unter dem Titel eines Herzogs von Kalabrien und Apulien. Alexander, welcher von allem schon im voraus unterrichtet war, fand die vorgebrachten Gründe sehr überzeugend, und das Begehren sehr billig. Er ertheilte die Investitur ungesäumt, und sättigte hierdurch seine Rache an einem Fürsten, dessen Tochter gewagt hatte, der Hand des Herzogs von Valentinois, als der scheußlichsten aller Berührungen, öffentlich zu entsagen.

Die Nachricht der Verbindung zwischen Frankreich und Spanien sezte ganz Europa in Erstaunen. Man wunderte sich allgemein, daß Ludwig Neapels schönste Hälfte in die Hände seines Nebenbuhlers lieferte, statt daß er die Krone, gegen einen Tribut, dem König Friedrich, als seinem Vasallen überlassen konte. Noch mehr tadelte man Ferdinands niedrige Habsucht, der gegen einen so nahen Blutsverwandten sich verschworen, und ihn, unter dem Dekmantel freundschaftlicher Versprechungen, an den Rand des Verderbens geführt hatte. Die Gründe, die er hierzu vorbrachte, waren schwach. Er entschuldigte sich mit der nothwendigen Wahl, Neapel entweder gegen Frankreich vertheidigen, oder ganz Preis geben zu müssen. Im ersten Falle könte die Flamme des Krieges sich über Italien ausbreiten, und die ganze Christenheit zu einer Zeit, wo die Türken ohnedies den venetianischen Staat beunruhigten, in Gefahr kommen; im andern Falle aber würde, wenn dereinst Friedrichs Nachkommenschaft absterben sollte, Spaniens Recht auf Neapel verloren gehen, und Sicilien mit einer furchtbaren Nachbarschaft geängstiget werden.

Friedrich sah das Ungewitter, das gegen ihn anzog, nicht eher, als bis es über seinem Haupte schwebte. Ohngeachtet die Sache kein Geheimniß mehr war, so suchte doch noch Konsal=

falvo ihn zu überreden, daß er von dem, was in Rom bekant gemacht würde, nichts glauben möchte. Aber die Anzeigen hatten schon bis zur Gewisheit sich gehäuft. Der Augenblik, wo die Franzosen das römische Gebiet verliessen, enthüllte ihm das ganze fürchterliche Geheimniß. Konsalvo säumte nun nicht länger, die Erklärung des Königs von Spanien bekannt zu machen; er gab das von Friedrich zum Geschenk erhaltene Herzogthum Monte St. Angelo in dessen Hände zurük, und kündigte ihm den Lehnseid als Vasall auf. Zugleich schikte er sechs Galeren nach Neapel, um die beiden alten Königinnen, die Schwester, und die Nichte Ferdinands abzuführen.

Die Familie der Kolonnen nahm unter Friedrichs Anhängern den ersten Plaz, und bewies ihm die standhafteste Treue. Nie war dies Haus zahlreicher, als damals, und hatte nie so talentvolle Männer aufweisen können. Fabriz und Prosper, die Oberhäupter desselben, durch große Unternehmungen berühmt, besassen das Zutrauen der italiänischen Soldaten. Diese kühnen Anführer waren nicht gewohnt, den anrükenden Feind furchtsam zu erwarten, oder durch Schanzen und Bollwerke sich gegen eine überlegne Anzahl zu schüzen. Mit herzhaften Gründen munterte Prosper den König Friedrich zu einer Schlacht auf, und zeigte ihm, daß dieser ehrenvolle Entschluß zugleich der

sicher-

sicherste sei, den er in seiner Lage ergreifen könne. Aber der Mietlingsgeist, und die Feigheit der Neapolitanischen Truppen hatte sich unter Friedrichs Vorfahren zu deutlich an den Tag gelegt, als daß er iezt große Aeußerungen des Patriotismus und der Ehrliebe von ihnen erwarten konnte. Er suchte seine Zuflucht in Festungen, eine Zuflucht, die nur kurze Sicherheit versprach, und den Feinden freie Gewalt ließ, im Innern des Landes nach Willkühr zu schalten. Durch diese Anstalten sahen der Landmann, und die Bewohner der Städte sich ihrem Schikfal überlassen. Gewohnt von ieher, aus einer Herrschaft in die andere überzugehen, kanten sie weder Treue, noch Anhänglichkeit an ihrem Fürsten. Es wurde daher dem französischen Feldherrn d'Aubigni leicht, sich allenthalben die Thore zu öfnen. Die Eroberung der Stadt Kapua, wo der Kern des neapolitanischen Heeres sich befand, und die Grausamkeit, womit die Franzosen hier wüteten, benahm dem König Friedrich alle Hofnung, sich in irgend einem Plaze seines Reichs halten zu können. Er flüchtete nach Neapel; aber auch hier folgten ihm Furcht und Verzweiflung. Die Einwohner der Hauptstadt, ohne Rücksicht auf die Person ihres Fürsten, giengen Bedingungen ein, und kauften sich mit sechs tausend Dukaten von der Plünderung los. Friedrich, im Castello Nuovo eingeschlossen, wagte keinen länger

gern Widerstand. Er verglich sich mit d'Aubigni, ihm binnen sechs Tagen alle Pläze zu überlassen, welche nach der Theilung an Frankreich kamen. Sich selbst behielt er nur die Insel Ischia auf sechs Monate vor, binnen welcher Zeit ihm frei stehen sollte, den Ort seines künftigen Aufenthaltes nach Gefallen zu wählen. Diese Insel war iezt die Freistäte der königlichen Familie. Friedrichs Schwester, die verstoßne Braut des Königs Ladislaus von Böhmen, dem sie zum Tron verholfen hatte, und Isabelle, die unglükliche Herzoginn von Mailand, hatten dorthin ihre Zuflucht genommen. Hier sah man die zertrümmerte Nachkommenschaft des ehemaligen Königs Ferdinand von Neapel in eine Gruppe des Elendes zusammengebracht, und das Schikksal schien absichtlich in dieser erhabnen Gesellschaft ein Bild menschlicher Vergänglichkeit aufstellen zu wollen.

Die Schritte, welche Friedrich bisher gethan hatte, waren Wirkungen der Nothwendigkeit, und übel gewählter Maasregeln. Noch immer schien in den Augen eines standhaften Mannes nicht alles verloren. Manfredonia, und Taranto, zwei der besten Pläze des Landes befanden sich noch in seinen Händen. Ischia selbst war sehr befestiget. Er hatte eine Flotte zu seinen Diensten. Leicht konnten in einem Reiche, das so gewohnt war, der Spiel-

ball der Fürsten zu seyn, innere Bewegungen, oder auswärtiger Beistand, ihm eben so schnell wieder auf den Tron helfen, als er denselben hatte verlassen müssen. Aber Friedrich besaß weder Muth, noch Gedult, einen solchen Zeitpunkt abzuwarten. Sein Herz war durch die Undankbarkeit eines Freundes und Verwandten gebrochen, dem er sein ganzes Vertrauen geschenkt hatte. In der That ist eine so traurige Erfahrung hinreichend, Muth und Kraft in dem Menschen zu lähmen. Der Abscheu, welchen Friedrich gegen den König von Spanien gefaßt hatte, war so groß, daß er ihm auch nicht den kleinsten Theil seines künftigen Unterhaltes verdanken wollte. Lieber warf er sich in die Hände Ludwigs, und fand an diesem erklärten Feinde seines Hauses iezt einen edelmüthigen Wohlthäter. Der König von Frankreich bemühte sich, dem unglüklichen Fürsten einen so sanften Aufenthalt, als möglich, in seinen Staaten zu verschaffen, und schenkte ihm, nebst dem Herzogthum Aniou, einen iährlichen Gehalt von dreißig tausend Dukaten. Der ruhige Genuß dieses Auskommens, weder durch Falschheit, noch Empörungen vergällt, würde ihn beglükt haben, wenn er keine Krone getragen hätte. Aber nichts ist dem menschlichen Geiste empfindlicher, als das entzogne Recht über andere zu herrschen. Von Kummer gebeugt, starb Friedrich nach drei Jahren, an einem Quartanfieber.

Mit gleicher Leichtigkeit, wie die Franzosen, hatte Konsalvo sich Meister der vornehmsten Pläze in Apulien und Kalabrien gemacht. Aber ieder Schritt, den er that, war von Mistrauen gegen die Franzosen, seine Verbündeten, begleitet. Die Zuflucht, welche Ludwig dem König von Neapel in seinem Reiche gegeben hatte, schmerzte den spanischen Monarchen. Er sah die Hauptperson des gegenwärtigen Krieges nicht ohne Neid in den Händen eines Nebenbuhlers, dem er heimlich ieden Fußbreit Landes in Neapel misgönnte. Diese Funken wechselseitiger Eifersucht mußten zunehmen, ie näher beide Fürsten einander kamen, und ie mehr ihre Vortheile sich drängten. Schon bemerkte man deutliche Spuren des Mistrauens, und des Kaltsinnes. Jeder suchte seine Besizungen zum Nachtheil des andern zu erweitern, und seinen Anhang mit allen Kräften zu verstärken. Die größere Anzahl der Baronen schloß sich an Frankreich an, weil sie mehr Proben von der Freigebigkeit des Königs Ludwig hatten, und von seiner Macht mehr erwarteten. Aber der Abgang dieses wetterwendischen Adels wurde den Spaniern durch den Beitritt der Kolonnen reichlich ersezt. Prosper und Fabriz hatten redlich Trübsale und Beschwerden mit Friedrich getheilt. Selbst dann, als alles ihn verließ, waren sie mit ihm nach Ischia gegangen, und hatten den lezten scheidenden Strahl des Glü-

kes abgewartet. Nichts, als der Vergleich, welchen Friedrich mit dem König von Frankreich eingieng, band sie von ihrer Pflicht los, und erlaubte ihnen, dem spanischen Hofe ihre Dienste anzutragen. Freudig wurden sie von Konsalvo aufgenommen. Er ertheilte ihnen die ansehnlichsten Stellen bei dem Heer, und begegnete ihnen mit aller der Achtung, wozu ihre vornehme Geburt, und ihre ausgezeichneten Talente sie berechtigten.

Noch war in Kalabrien Taranto zu erobern übrig, eine Stadt, die wegen ihrer festen Lage, und wegen der Tapferkeit ihrer Besazung iedem Waffenversuche zu trozen schien. Konsalvo schloß sie daher ein, und suchte sie durch Hunger zur Uebergabe zu nöthigen. Die Belagerung war eine der langwierigsten, aber zugleich eine von denen, wo die Tugenden und Fleken des großen Kapitain sich in gleich hellem Lichte zeigten. König Friedrich hatte in Taranto seinen ältesten Sohn, den Herzog von Kalabrien, Ferdinand, gelassen, einen Jüngling von zwölf Jahren, schön gebildet, und von der Natur mit den edelsten Anlagen ausgestattet. Die Liebe der arragonischen Partei zu diesem Jüngling war so groß, daß der Vater nicht ohne Grund hofte, bei irgend einer plözlichen Veränderung ihn auf den Tron erhoben zu sehen. In dieser Erwartung hatte Friedrich alles für dessen Sicherheit gethan. Er hatte ihn

der

der Aufsicht des Grafen von Potenza, D. Johann de Gevara, eines sehr rechtschaffenen Mannes, übergeben. Der Stathalter von Taranto, Lionard Alexo, Rhodiser Ritter, sorgte für ihn, wie für sein Kind, und hieng ihm mit eben der Treue an, die er dem Vater geschworen hatte. Die Stadt war überdies mit Proviant auf ein Jahr versehen, und wurde durch sechs tausend Mann der auserlesensten Truppen vertheidiget. Bei allen diesen Vortheilen konte sie nicht hoffen, dem Schikfale der übrigen italiänischen Städte zu entgehen. Die Furcht, Friedrichs erstgebornen Prinzen in den Händen der Feinde zu sehen, machte den Stathalter bedenklicher, als er vielleicht sonst gewesen seyn würde. Ihm dünkt' es rätlicher, den Weg der Güte zu suchen, als die Gewalt abzuwarten, deren Ausgang immer trüglich ist. Er vereinigte sich daher mit dem großen Kapitain über einen Waffenstillstand von zwei Monaten, binnen welcher Zeit der iunge Herzog einen Edelman an den Hof seines Vaters schiken konte, um zu erfahren, ob er die Stadt übergeben solle.

Die Belagerten hofften indessen, daß etwas zu ihrem Vortheile geschehen möchte, und ihre Hofnung war nicht ungegründet. Das spanische Heer litt Mangel an Lebensmitteln, und an Geld. Eine unzeitige Großmuth des Feldherrn verstärkte iene schon ohnedies allzu-

gewöhnlichen Ursachen des Misvergnügens. Der Befehlshaber der französischen Flotte, Herr von Ravestein, war nach einem unglüklichen Versuch gegen die Türken, durch Sturm sehr übel zugerichtet, und in dem hülfsbedürftigsten Zustande, an Kalabriens Küsten geschleudert worden. Konsalvo, der in der Freigebigkeit kein Maas kante, leistete ihm nicht nur Beistand, sondern entblößte sich selbst, um an ihn alles zu verschwenden. Außer einer großen Menge Lebensmittel, schenkte er ihm seidene Kleider, kostbare Pelze, silberne Geschirre, Pferde, und zwar in so reichem Maaße, daß selbst der geringste Bootsman einen Antheil davon bekam. So sehr er sich hierdurch die Achtung und Dankbarkeit des französischen Admirals erwarb, so sehr machte er sich bei seinen eignen Leuten verhaßt. Sie glaubten sich entzogen, was iene verschwelgten. Ihr Murren wurde lauter, und ihr Unmuth endlich so groß, daß sie den großen Kapitain mit den Waffen in der Hand umringten, und den auf mehrere Monate rükständigen Sold forderten. Nur eine außerordentliche Gegenwart des Geistes, und die maiestätische Wirkung seiner Rede riß ihn aus dieser Verlegenheit. Einem gemeinen Soldaten, der wütend die Lanze gegen ihn fällte, stieß er das Gewehr mit der Hand weg, und sagte lächelnd: hebe die Lanzenspize in die Höhe, unvorsichtiger Soldat, damit du mich nicht aus Scherz

durch-

durchbohrst. Höher doch empfand er eine andere Beschimpfung: indem er nämlich wegen der Auszahlung des Soldes sich entschuldigte, und schwor, daß er im höchsten Mangel sich befinde, erwiderte ihm hönend ein Offizier; er möchte, wenn er kein Geld hätte, seine Töchter ins Bordell schiken. Ohngeachtet Konsalvo im Augenblike kein Zeichen von Unwillen gab, so ließ er doch in der folgenden Nacht, als der Aufruhr besänftiget war, diesen Verwegenen unter ein Fenster zur Schau des ganzen Heeres aufhängen. *) Diese zur rechten Zeit angebrachte Strenge schrekte zwar die Widerspenstigen auf einige Zeit zurük, und rettete das verspottete Ansehen des Feldherrn; demohngeachtet forderten ganze Rotten den rükständigen Sold, oder verlangten Entlassung. Ihre Begierde wurde anderwärts durch reichern Sold und Beute gereizt. Denn eben damals führte Cäsar Borgia seinen mörderischen Krieg gegen die Vikarien der Kirche auf römischem Gebiet, und suchte in dieser Absicht durch glänzende Vortheile die alten, vorzüglich spanischen, Soldaten an sich zu ziehen.

Aus dieser Verlegenheit, da Konsalvo in Gefahr war, den größten Theil des Heeres aus einander gehen zu sehen, rettete ihn das Glük.

*) Paul. Jov. vita Confalvi lib. 1.

Glük. Ein genuesisches, reich mit Waaren beladenes Schiff, das nach Asien seegelte, lief, ohne sich etwas widriges zu vermuthen, in den Hafen von Taranto ein. Diesen friedlichen Kauffarteifarer ließ Konsalvo unter dem Vorwand, daß er den Türken Eisen zuführe, aufbringen, und als eine gute Prise, die Waaren wegnehmen. Sie überstiegen den Werth von hundert tausend Goldthalern. Dies Hülfsmittel war nicht viel besser, als ein Strassenraub; aber nur die äußerste Nothwendigkeit entschuldigte ihn. Er pflegte, wenn er menschliche Rechte verlezte, zu sagen: ein Feldherr müsse auf rechtliche oder widerrechtliche Weise zu siegen suchen, damit er nach erlangtem Sieg den gestifteten Schaden durch Freigebigkeit ersezen könne.

1502. Die Mishelligkeiten zwischen den Franzosen und Spaniern glimten indessen schon unter der Asche. Konsalvo hatte bisher den lezten Entschlus des Herzogs von Kalabrien abgewartet, und den Waffenstillstand in dieser Absicht verlängert. Er fürchtete iezt, daß der französische Einflus, und die bevorstehende Veränderung der Dinge den Belagerten andere Gesinnungen beibringen möchte, und drang auf Tarantos Uebergabe. Sie konte nicht länger hingehalten werden, wenn man sich nicht aufs neue der Wuth der spanischen Waffen, und den Folgen einer gewaltsamen Eroberung aussezen

wollte. Der Vergleich wurde daher in Richtigkeit gebracht, und hierbei hauptsächlich die persönliche Freiheit des Herzogs hinzugehen, wohin er wollte, bedungen. Man war nicht mit der bloßen Unterschrift des großen Kapitains zufrieden; man wollte sich seines Gewissens versichern, und nöthigte ihn, nach feierlich gehaltener Messe, auf eine heilige Hostie zu schwören, daß er die vorgelegten Punkte unverbrüchlich halten würde. Schwache Hofnung, denjenigen, der die Tugend nicht ehrt, durch die Ehrfurcht gegen ein geweihtes Simbol zu fesseln!

Der Herzog von Kalabrien verließ nunmehro voll Zuversicht Taranto, und begab sich in eine nahgelegene Stadt Bari, um dort die weitern Befehle seines Vaters abzuwarten. Dem großen Kapitain lag unendlich viel daran, Neapels rechtmäßigen Erben für den König von Spanien zu gewinnen, und ihn zu bewegen, daß er sich unter den Schuz desselben begeben möchte. Er erschöpfte daher bei dem Herzog alle Gründe, die ihm die Klugheit eingab, und sparte keine Versprechungen, welche fähig waren, auf ein iunges unerfahrnes Herz Eindruk zu machen. Aber der Sohn richtete sich lediglich nach den Befehlen seines Vaters, und es war keine Hofnung, diesen iemals zu einer Einwilligung zu vermögen, die seinen Wohlthäter, den König von Frankreich beleidiget,

und Gelegenheit zu einem Mistrauen gegeben haben würde. Konsalvo sah zu Erreichung seiner Absichten keinen andern, als den Weg der Gewalt vor sich. Nicht zufrieden, den König Friedrich von Neapel durch verrätersche Freundschaft um ein Reich gebracht zu haben, begieng er iezt die Treulosigkeit, ihm einen Sohn zu rauben, auf den er den lezten Rest seines irdischen Trostes sezte. Er behielt den iungen Herzog, gegen Eid und Versprechen, als Gefangenen zurük, und erlaubte ihm nicht einmal die Personen, welche Friedrich an ihn abschikte, zu sprechen. Die katholischen Könige, mit deren Einverständnis dies alles geschehen war, bemühten sich, das Brandmal abzuwaschen, das eine so schreiende Ungerechtigkeit auf ihre Regierung drükte. Sie bedienten sich einer List, die aber nicht fein genug war, die Augen der Welt zu täuschen. Konsalvo suchte nämlich dem Herzog von Kalabrien einen Brief abzugewinnen, worinnen derselbe widerrief, was er wegen der väterlichen Einwilligung zu seiner künftigen Bestimmung bedungen hatte, und seine Person dem Gutbefinden der katholischen Könige überließ. Das ganze Geschäft wurde von der Tante des Herzogs, der verwittweten Herzogin Isabelle von Mailand, geführt. Diese unglükliche Prinzeßin hatte keine Ansprüche auf irgend ein Glük, als die Gnade der katholischen Könige. Sie war von Ischia nach Bari gekommen,

men, und wurde durch die Wohlthaten des großen Kapitain gereizt, alle weiblichen Ueberredungskünste bei ihrem Neffen zu versuchen. Ezwungen, oder aus Ueberdruß, willigte endlich der unerfahrne Jüngling in eine Erklärung, deren Verweigerung seine Sache nicht besser, wohl aber schlimmer machen konte. Mit Stillschweigen beantwortete Konsalvo alle Vorwürfe, die ihm König Friedrich deshalb machte, und ließ den iungen Herzog aufs genauste bewachen. Er wurde nach Spanien geführt, wo ihn Ferdinand unter sehr enger Aufsicht hielt, und um Nachkommen zu verhindern, mit einem unfruchtbaren Frauenzimmer, einer gewißen Mencia von Mendoza vermälte. *)

Diese lezte Handlung der katholischen Könige vermehrte das Uebelwollen, welches schon ohnedies zwischen ihnen und dem König von Frankreich herschte. Es war voraus zu sehen, daß Neapels Theilung, so wie sie gemacht war, nicht bestehen konte. Nur die Nothwendigkeit hatte sie veranlaßt, weil die entgegengesezten Absichten beider Monarchen sich nicht anders vereinigen ließen. Aber ieder schien auch schon seine Rechnung darauf gemacht zu haben, den Nebenbuler mit Glük und Gelegenheit zu verdrängen. Man hatte absichtlich gleichsam ein

wei=

*) Biancardo vite de re di Napoli p. 323.

weites Feld freigelassen, wo der Same der Zwistigkeiten in kurzem aufwachsen und Frucht tragen mußte. Die gegenseitigen Gränzen waren bei der Theilung so zweideutig geblieben, daß ihre Unbestimtheit, auch wenn alle übrigen Verhältniße in Gleichheit kamen, unaufhörliche Beschwerden und Eingriffe in die Rechte des andern hervorbringen mußte. Neapels Provinzen nämlich hatten unter der ehmaligen Herrschaft der Longobarden, Griechen und Normänner ihre alten Benennungen verändert. Hierdurch waren besondere Abtheilungen entstanden, deren Gränze und Gerichtsbarkeit in einander floß, deren Vermischung aber in den lezten Jahrhunderten, wo das ganze Land unter einem Oberhaupte stand, auf Verfassung und Regierung keinen besondern Einfluß hatte. Die lezte Absonderung der Provinzen rührte von dem König von Arragonien Alfons her, welcher, um die Einnahme der Abgaben zu erleichtern, das ganze Königreich in sechs Hauptdistrikte, Labor, Principat, Basilikata, Kalabrien, Apulien und Abruzzo theilte. Apulien zerfiel wiederum in drei besondere Bezirke, nämlich Otranto, Bari, und Kapitanata. *) Diese lezte Provinz war von Abruzzo durch eine Bergreihe, und von dem übrigen Apulien durch den Fluß Ofanto getrent.

Sie

*) Guichardin. lib. 5.

Sie gehörte zu den wichtigsten, einmal, weil der Zoll von den hieher zur Weidung getriebenen Heerden der Krone viel einbrachte, noch mehr aber, weil sie einen eben so großen Ueberflus an Korn enthielt, als es den Provinzen Labor und Abruzzo daran mangelte. Die Franzosen machten daher eben dies Kornbedürfnis zu einem Grund ihrer Ansprüche auf Kapitanata. Sie sahen sich in Mangel versezt, wenn es dem spanischen Hofe einfiel, die Kornausfuhr aus Sizilien und Apulien zu hemmen. Der Fluß Ofanto war in ihren Augen die natürliche Gränze zwischen Abruzzo und Apulien; sie rechneten Kapitanata zu ihrem Antheil, und beriefen sich auf die veriährte Geographie des Alterthums, von welcher niemand etwas wußte. Außer diesem Lande wurden das Principat und Basilikata den Spaniern streitig gemacht.

Die Franzosen bestanden um desto hartnäkiger auf ihren Forderungen, da sie sich des Uebergewichtes in Italien bewußt waren. Schon der Umstand, daß König Friedrich seine Zuflucht zu ihnen genommen hatte, erwekte für sie ein günstiges Vorurtheil. Der Pabst mit dem ganzen Anhange des Herzogs von Valentinois, und die vornehmsten italiänischen Baronen waren dem französischen Hofe ergeben. Auch schrieb König Ludwig die Leichtigkeit, womit die Spanier ihren Antheil eingenommen hatten, lediglich dem Ansehen seiner Flotte und

seiner öffentlich gegebenen Erklärung, daß Kalabrien dem König von Spanien gehöre, zu. Ohne sie, meinte er, hätte Konsalvo keinen Taubenschlag in Neapel eingenommen. *)

So gewiß Ferdinand der Katholische überzeugt war, daß Neapels Theilung keinen friedlichen Ausgang nehmen könne, so wenig war er in diesem Augenblike auf einen gänzlichen Bruch zwischen beiden Mächten gefaßt. Er erbot sich daher zu einem Umtausch beider Theile, oder wollte die ganze Sache dem schiedsrichterlichen Ausspruche des Pabstes und der Kardinäle unterwerfen. Selbst, da es schon zum Ausbruch der Feindseligkeiten gekommen war, trug er dem großen Kapitain eine mündliche Unterhandlung mit dem französischen Vizekönige von Neapel, dem Herzoge von Nemours auf. Man kam wegen einer neuen Theilung der streitigen Lande überein, welche binnen vierzehn Tagen zu Stande gebracht werden sollte. Aber die Franzosen erhielten indessen eine Verstärkung an schweizerischen Truppen und an Geld, nach deren Ankunft sie sich an Worte nicht weiter gebunden glaubten. Mit der größten Lebhaftigkeit fiengen sie den Krieg von allen Seiten an, und entrißen den Spaniern alle Pläze, deren sie habhaft werden konten.

*) Zurita vol. 5. lib. 4. c. 68.

Konsalvo, der iezt keinen weitern Ausgang, als die Entscheidung der Waffen vor sich sah, that alles, was er in seiner Lage thun konte. Er besezte die Städte, welche er für den König von Spanien erobert hatte, mit hinlänglicher Manschaft und mit tapfern Befehlshabern. Auf Anrathen des Prosper Kolonna zog er den Kern seines Heeres nach Barletta, einen befestigten Ort an Apuliens Küsten, vielleicht den einzigen, wo er der Feinde Unternehmungen eben so leicht übersehen, als die nöthige Zufuhr aus Sizilien und andern Gegenden auf das sicherste erwarten konte. Der Aufenthalt des großen Kapitain zu Barletta, die Kunst, womit er alle Schwächen eines überlegnen Feindes nuzte, und alle Vortheile desselben entkräftete, seine eigene Standhaftigkeit in Gefahren, und die Mittel, die er anwandte, auch unter den mislichsten Umständen den Muth und die Thätigkeit des Heeres aufrecht zu erhalten, sind die unwidersprechlichsten Belege zu der Größe dieses außerordentlichen Feldherrn.

Seine Stellung sezte den Feind über die Maasregeln, welche er bei Fortsezung des Krieges zu ergreifen hatte, in Verlegenheit. Die Stimmen des französischen Kriegsrathes waren getheilt. Andreas Mathias Aquaviva, einer der angesehensten Herren des Landes, rieth, sich der ohnweit Barletta gelegenen Stadt Bari zu bemächtigen, von wo aus man den

Spa-

Spaniern in Barletta bald alle Lebensmittel zu Wasser und zu Lande würde abschneiden können. Diese Stadt gehörte der verwittweten Herzogin von Mailand, welche von Haß gegen Frankreich glühte, weil sie den Untergang ihres Hauses dem französischen Könige mit Recht zuschrieb, und weil dieser ihre lezte Hofnung, den ältesten Sohn, bei Mailands Eroberung nach Frankreich genommen, und dort in ein Kloster vergraben hatte. – Man verwarf Aquavivas Rath aus einem sehr sonderbaren Grunde, weil es unter der Würde so tapfrer Männer sei, ein Weib zu belagern. D'Aubigni schlug Barlettas Belagerung vor, wodurch man, wie er glaubte, den Krieg auf einmal beendigen, und die Spanier aus Neapel treiben könte. Dieser Rath war der kühnste, und zwekte unmittelbar auf Zerstöhrung der ohnedies geschwächten spanischen Macht; aber der Herzog von Nemours befolgte ihn nicht, vielleicht aus Eifersucht, vielleicht aus wirklicher Ueberzeugung, daß man auf minder gefahrvollem Wege eben so glüklich zum Ziel gelangen könne. Er schloß daher Barletta ein, und versuchte mit den übrigen Truppen die Eroberung der spanischen Städte.

Ermüdend würde es seyn, alle die kleinen Gefechte aufzuzählen, die täglich hier vorfielen. Sie dienten zu nichts, als den Fortgang der französischen Unternehmungen zu erschweren, und

den

den Spaniern wenigstens Zeit zu gewinnen, da sie wegen ihrer Schwäche auf wichtigere Vortheile Verzicht leisten mußten. Ein merkwürdigeres Schauspiel gewährt uns der Nationalstolz beider Völker, der hier in so manchen Wirkungen sich äußerte. Die Franzosen, von ieher leichtsinnig und tapfer, gleich fähig, edle Eindrüke aufzunehmen, und den niedrigsten Ausschweifungen zu fröhnen, hatten unter ihrem Adel viel iunge Männer, die vom Durst nach Ehre glühten. Ihr Geist beseelte das Volk, und flößte ihnen eine solche hohe Meinung von sich selbst ein, daß sie alles, was nicht Franzos war, neben sich verachteten. *) Der alte Geist der Ritterschaft, welcher bei den Spaniern einheimisch war, trieb sie zu gleich erhabnen Empfindungen von Tapferkeit und kriegerischen Vorzügen. Viele unter ihnen trachteten minder nach Beute, als nach einer Gelegenheit, ihren innern Werth auf eine geltende Art darzuthun. Diese Stimmung der Gemüter suchte Konsalvo zu erhalten, und aus ihr den einzigen Vortheil zu ziehen, den ihm seine Lage verstattete. Er begünstigte Zweikämpfe und öffentliche Nationalgefechte, um den Muth der Manschaft zu stälen, und ihnen große Beispiele zur Nacheifrung vorzustellen. Beide Heere wetteiferten, nicht nur in den Waffen, sondern auch in den Gesinnungen der Großmuth und Bie-

der-

*) Petr. Martyr ep. 242.

derheit es einander zuvorzuthun. Anständige Gefangenschaft und edles Benehmen gegen den überwundenen Feind war Ritterpflicht. Kein Krieger durfte diese ungestraft verlezen, wenn er nicht harte Vorwürfe dulten, oder dem Beleidigten durch einen Zweikampf Genugthuung verschaffen wollte.

Die Geschichte der damaliger Zeit gedenkt auszeichnend eines berühmten Gefechtes, das zwischen eilf Franzosen und einer gleichen Anzahl Spanier ohnweit Barletta gehalten wurde. Die ganze Kraft des Volkes schien hier in den edelsten Männern ihres Ausschußes vor den Augen beider Heere wirksam. Gefechte dieser Art waren heftig, dem Anschein nach fürchterlich, aber hatten gewöhnlich einen minder blutigen Ausgang, als man bei den Anstrengungen der Parteien, und ihren gereizten Leidenschaften hätte erwarten sollen. Die Ritter waren vom Kopf bis zum Fuß geharnischt, und vergoßen mehr Schweis als Blut. Das Gefecht dauerte daher auch diesmal vom Mittag bis tief in die Nacht, ohne daß es iedem Theile mehr als das Leben eines einzigen Mannes kostete. Nur durch den Verlust der Pferde hatten die Franzosen den kürzern gezogen. Aber sie verschanzten sich hinter den Leichnamen ihrer getödteten Roße, und hielten mit diesen Bollwerken die Wuth der spanischen Angriffe ab. Alles wurde zulezt durch eine Ehrenerklä-

rung

rung der Franzosen geschlichtet, welche den Spaniern in dem Dienste zu Pferde eben so viel Geschiklichkeit zugestanden, als sie selbst zu haben glaubten.

Wir übergehen einen gleich berühmten Kampf, der einige Zeit später aus ähnlichen Ursachen zwischen dreizehn Franzosen, und eben so viel Italiänern gehalten wurde. Die öffentliche Meinung, welche sich immer auf einzeln vorstehende Beispiele gründet, konte allerdings derjenigen Nation Vorteile bringen, für welche sich der Sieg bei einer so feierlichen Gelegenheit erklärte; sie kont' es um so mehr, da persönliche Tapferkeit damals noch einen entscheidendern Werth hatte. Aber der Herzog von Nemours erkante bald, daß sein Gegner diese Ehrenkämpfe absichtlich zu vervielfältigen suchte, um seine innere Schwäche zu verbergen. Er versagte daher wiederholte Ausforderungen dieser Art, und sezte den Krieg gegen die Städte fort. Bald sah er sich Meister von dem größern Theile Apuliens. D'Aubigni, der nach Kalabrien gegangen war, machte noch schnellere Fortschritte. Die alte Neigung, die er bei Karls des Achten Zuge nach Neapel, als Vizekönig dieser Provinz, durch eine milde und freundliche Regierung sich erworben hatte, wachte bei seiner Ankunft auf. Die Prinzen aus dem Hause Sanseverino, die mächtigsten und reichsten in Neapel, hatten für ihn die Waffen

ergriffen. Er schlug ein spanisches Hülfsheer, das unter Anführung des D. Hugo de Cardona zu Kalabriens Bedekung herbeieilte. Nach diesem entscheidenden Siege konten die Pläze an der Seeküste von den Spaniern nur mit Mühe behauptet werden. Das übrige Land unterwarf sich dem französischen Feldherrn.

Das ganze Glük der spanischen Waffen in Neapel beruhte iezt auf einem kleinen Haufen, der zu Barletta eingeschloßen, die Geduld des Herzogs von Nemours ermüdete. Nie war ihr Verfall merkbarer, und nie standen ihre Angelegenheiten mißlicher, als iezt. Konsalvo befand sich im höchsten Mangel sowohl an Geld, als an Lebensmitteln. Die Soldaten giengen halbnakend, und konten nur mit Mühe in Ordnung gehalten werden. Schon war er bereit, diesen Ort zu verlassen, und eine Schlacht aus Verzweiflung zu wagen, als er durch die Ankunft einiger venetianischen Proviantschiffe aus der dringendsten Verlegenheit gerettet wurde. Die Venetianer, als eine handelnde Nation, glaubten sich nicht verpflichtet, zum Besten ihres französischen Bundesgenossen, den Handel ihrer Kaufleute einzuschränken, und entschuldigten sich mit diesen kaufmännischen Grundsäzen gegen Ludwigs heftige Vorwürfe. Konsalvo verwandte die eingebrachten Güter zu den Bedürfnissen der Manschaft. Er borgte die hiezu nöthigen Summen heimlich von seinen Freun-

den,

den, und die reichsten Anführer und Hauptleute des Heeres sagten gut für ihn. Hierdurch stafierte er sein Heer so aus, daß alle glaubten, er habe verborgne Schäze. In dieser sonderbaren Meinung sucht' er sie vorzüglich zu bestärken, weil er dadurch das Zutrauen der Menge am leichtesten feßeln konte. *) Sie schrieben selbst die unverhofte Zufuhr, worauf Konsalvo bisweilen sie mit glänzenden Worten vertröstet hatte, einer übernatürlichen Einsicht desselben in die Zukunft bei. Ihr Muth war aufs neue gewachsen, und sie schmeichelten sich nun bald mit der Aussicht, aus ihrem engen Lager in Barletta erlöst zu werden. Man wußte, daß eine spanische Flotte unter Anführung eines berühmten Feldherrn Puertocarrero, Herrn von Palma, zur Verstärkung nach Neapel unterwegens sei; man erwartete zugleich teutsche Hülfsvölker, deren Anwerbung schon vorlängst mit dem Kaiser Maximilian verabredet worden war. Demohngeachtet konte Konsalvo vor Ankunft derselben nichts entscheidendes unternehmen, und die größte Tugend, die er iezt ausüben durfte, war Mäßigung. Er zeigte dies dem Herzog von Nemours bei einer Gelegenheit, als dieser sich ohnweit Barletta in Schlachtordnung stellte, und den großen Kapitain mit

*) Paul Jov. lib. 2. de vita Magni Consalvi.

voreiligem Muthe zum Treffen aufforderte. Er ließ ihm sagen, daß er nie auf den Wink des Feindes, soudern bei dargebotner Gelegenheit und nach Willkühr zu schlagen gewohnt sei; so sehr er ihm daher für diesen ungerufnen Antrag danke, so werde er ihm doch noch mehr danken, wenn er so lange warten wollte, bis die Reiter ihre Pferde beschlagen, und die Soldaten ihre Degen geschärft hätten.

Die vereitelte Hofnung, den großen Kapitain aus seinen Verschanzungen zu loken, brachte in die Maasregeln des Herzogs von Nemours eine Unentschloßenheit, die ihm nach und nach den Genuß aller bisherigen Vorteile entriß. Nur wenige Städte hingen der französischen Regierung aus Neigung an. Die verdorbene Manszucht der Soldaten, und ihre unordentliche Lebensart wurde den Einwohnern bald eben so lästig, als in dem Kriege unter Karl dem Achten geschehen war. Man sah, wie alle bisherigen Unternehmungen auf nichts, als auf Verwüstung des Landes abzielten. Die Einwohner von Kastellanata, durch den Druk der französischen Besazung aufs äußerste gebracht, gaben das erste Beispiel des Abfalles, dem nachher mehrere Pläze folgten. Einen weit größern Verlust aber zog sich der Herzog von Nemours durch die Hize zu, mit der er ienen Ort wiederzuerobern eilte. Während seiner Abwesenheit überfiel Konsalvo die ohnweit Barletta

ta gelegene Stadt Rubo, und nahm, nebst der Besazung, dort den vornehmsten Theil des französischen Adels gefangen. Dieser schnelle Uebergang von Kraftlosigkeit zum Glük erfülte den großen Kapitain mit solchem Selbstgefühl, daß er an den König Ferdinand schrieb, nunmehro keine andern, als die Bedingungen eines Siegers einzugehen. Er sah im voraus, daß, da er so lange Zeit gegen die überlegne Zahl der Feinde sich mit Vorteil hatte behaupten können, nunmehr bei einer nahen Hülfe das Uebergewicht auf seine Seite treten müsse.

Die politische Lage der Sachen hatte sich würklich indeß ebenfals geändert, und drohte dem König von Frankreich mit einer Reihe von Unfällen, die ihm Neigung zum Frieden einflößten. Die Schweizer, welche in Frankreichs Heeren gewöhnlich den Kern ausmachten, waren auf Anregung des Kaisers oder der Venetianer in Mailand eingedrungen, und hatten den Statthalter von Mailand, Chaumont gehindert, neue Hülfsvölker nach Neapel zu schiken. Der wichtigste Fehler, welchen man dem Kardinal von Amboise in seiner Staatsverwaltung vorwirft, seine Begierde, dereinst den päbstlichen Stuhl einzunehmen, hatte ihn zu einer unwürdigen Gefälligkeit gegen Alexandern und dessen Sohn vermocht. Durch den Schuz, welchen Ludwig der Zwölfte wider sein inneres Gefühl diesen Feinden der Menschheit aufs neue zusicherte,

hat-

hatte er sich den Haß aller italiänischen Fürsten zugezogen. Es war, wie ein italiänischer Schriftsteller sich ausdrükt, kein rechtschafner Bürger aus irgend einer Stadt, nicht einmal der geringste Mann aus irgend einem Städtchen oder Fleken, kein Bauer auf dem Lande in dasigen Gegenden, der sich nicht ungern unter Cäsar Borgias Herschaft schmiegte; ia es gab niemanden, der ihn nicht verabscheute, mied, und vor seinem Anblike, wie vor dem Anblike eines abscheulichen wütenden Thieres, sich mit allem Fleis zu verbergen suchte. *) Man mußte von der Eroberungssucht eines Fürsten alles befürchten, der, um seine Absichten zu befördern, die Verwüstungen und Räubereien eines Ungeheuers, wie der Herzog von Valentinois war, begünstigte. Ueberdies lauerten die Waffen des Kaisers und der Venetianer im Hinterhalte, bereit hervorzubrechen, sobald sich eine günstige Gelegenheit zeigen würde. Noch hatte Ludwig, ohngeachtet wiederholter Zusicherungen, die Belehnung über Mailand nicht erhalten können. Die Venetianer bedienten sich aller Mittel, die ihnen ihre eifersüchtige Staatsklugheit an die Hand gab, um die Festsezung der Franzosen in Neapel zu hindern. Es war zu befürchten, daß selbst der Pabst zulezt die

Freund=

*) Bembus de Guido Ubaldo et Elisabetha Urb. duc.

Freundschaft gegen Frankreich, die nur auf augenblikliche Vorteile sich gründete, verschmähen, und sein Ansehen zu Unterdrükung einer Macht anwenden würde, deren Nachbarschaft ihm in der Folge gefährlich werden konte. Diese Gründe bewogen den König von Frankreich, ernstlich auf einen Frieden mit Spanien zu denken; und eben zeigte sich eine Gelegenheit, wo er das Geschäft der Unterhandlung fast gänzlich nach eigner Willkühr zu betreiben hofte.

Die katholischen Könige nämlich hatten, nach dem Tode des Prinzen Michael, dem Erzherzog Philipp von Oestreich und seiner Gemalin vielfältig angelegen, eine Reise nach Spanien zu machen, um als Erbprinzen von der Nachfolge im Königreich Besiz zu nehmen. Ihre hauptsächliche Absicht aber gieng dahin, den Erzherzog nach und nach an Spaniens Sitten zu gewönen, und zu den vielfältigen Regierungsgeschäften, die ihm dereinst oblagen, vorzubereiten. Ihre wohlgemeinte Absicht wurde durch die leichtsinnige Lebensart dieses Fürsten, und durch die nachteiligen Eindrüke, die sein Karakter angenommen hatte, gerechtfertiget. Er stand unter der Leitung eigennüziger Höflinge, die sein natürlich lustiges Gemüt hauptsächlich zu den Freuden der Gesellschaft und der Jagd stimten. Voll iugendlicher Wildheit, ohne stürmische Leidenschaften, ohne Ehrgeiz und ohne Habsucht, lies er sich ganz von denen be-

her-

herschen, auf die er einmal sein Vertrauen gesezt hatte, und war froh genug, ihnen die Regierungsgeschäfte aufbürden zu können, die er nicht liebte. Die Gemalin dieses Fürsten, Johanna, an dem sehr steifen spanischen Hofe zu sehr strengen Sitten erzogen, und von einem natürlichen Hange zur Schwermut angestekt, führte unter dem Getümmel der Lustbarkeiten ihres Gemals ein misvergnügtes Leben. Sie besas weder die persönlichen Reize, die einen Man feßeln, noch die Geistestalente, die ihn unterhalten und von Abwegen unmerkbar zurükführen können. Gekränkt durch Philipps Ausschweifungen, den sie eben so heftig liebte, als sie Ursache hatte, über ihn eifersüchtig zu seyn, sehnte sie sich nach dem stillen abgezirkelten Leben an dem Hofe ihres Vaters zurük. Ihre Bitten und die Einladungen ihrer Eltern vermochten endlich Philippen zur Abreise nach Spanien, ganz wider den Willen seiner niederländischen und östreichischen Höflinge, die unter Ferdinands scharfer Zucht den Einflus auf die Person ihres Fürsten, und auf die Anwendung seiner Gelder zu verlieren furchten.

Philipp war bei seiner Abreise nach Spanien durch Frankreich gegangen, und hatte den ohnlängst zu Trient zwischen dem König Ludwig und dem Kaiser Maximilian geschlosnen Frieden aufs neue beschworen. Er war dort mit vielen Ehrenbezeugungen empfangen, und mit

ei=

einer Menge Lustbarkeiten überhäuft worden, die vielleicht mehr, als alle Gründe der Politik beitrugen, ihm Ludwigs Freundschaft wichtig zu machen. Voll iugendlicher Offenheit, voll Reiz für alle sinnliche Vergnügungen, und voll Begierde sich an dem Anblik der reichen Länder zu weiden, die er einst beherschen solte, kam er nach Spanien. Sein heitres gefälliges Wesen, so ganz von spanischem Stolz, und von höfischer Zurükhaltung entfernt, bezauberte die Herzen der Unterthanen. Er empfieng die Huldigung der kastilischen und arragonischen Stände ohne Widerspruch. Selbst die Könige schienen auf einige Augenblike ihrer gewohnten Nüchternheit zu entsagen, und den Aufenthalt der Kronprinzen durch Gastmale, durch Jagden und Festlichkeiten aufzuheitern. Aber kaum war dieser erste Rausch vorüber, kaum hatte Philipp die ersten Regungen der Neugierde gestillt, als er die Feßeln des spanischen Hoflebens doppelt zu fühlen anfieng. Allenthalben stand er seinem Schwiegervater im Wege, dem die Eifersucht gegen Kastiliens künftigen Tronerben das Herz einengte, und statt freundschaftlicher Ergießungen nichts als drükende Höflichkeit abpreßte. Die Kälte, die aus einem so gezwungenen Umgange entstehen mußte, und das Einerlei der Geschäfte ekelte bald einem Fürsten an, welcher von Jugend auf an die Geselligkeiten und Freuden des Lebens gewohnt war. Seine

Rä-

Räthe, die alles bei ihm vermochten, konten noch weniger den Ton der Unterwerfung vertragen, der sie täglich an die Vorzüge der niederländischen Freiheit erinnerte. Sie lagen ihrem Herrn wegen baldiger Abreise an, und fanden ihn mehr als zu geneigt, diesen Bitten zu willfahren. Die Veränderung des Klimas und der Nahrung hatten eine Sterblichkeit unter Philipps Gefolge hervorgebracht, welche seinen Vertrauten und Lehrmeister, den Erzbischof von Besancon, in wenig Tagen hinrafte. Den Schmerz über diesen Verlust, und die häuslichen Unruhen, welche der Erzherzog von den eifersüchtigen Plakereien seiner Gemalin erdulten mußte, bewogen ihn, mitten im härtesten Winter das Königreich Spanien zu verlassen.

Isabellens Zärtlichkeit wurde durch die gefährlichen Folgen gerührt, die ein so schleuniger Entschlus für die Gesundheit ihrer Tochter haben konte. Noch ängstlicher sorgte Ferdinand, als er hörte, daß Philipp seine Reise zu Lande durch Frankreich antreten wollte. Einmütig suchten die Könige, ihn von seinem Vorsaze abzubringen. Sie erinnerten ihn an die Unruhen, die ohnstreitig in Spanien entstehen würden, wenn er nicht durch langwierigen Aufenthalt daselbst sich mit den Sitten des Landes bekant machen, und die Gemüter der Menschen zu erforschen suchen würde. Die Kortes zu Saragoßa stellten ihm durch Abgeordnete vor:

wel=

welcher Gefahr er sich in Frankreich ausseze, und von welchem geringen Vertrauen es gegen sie selbst zeige, daß er mitten im Kriege sie verlaße, und in die Arme seiner Feinde sich werfe. Aber alle ihre Bemühungen und Bitten waren vergebens. Selbst die Thränen seiner schwangern Gemalin, die aus Betrübniß über die Abreise ihres Gemals einer unzeitigen Geburt entgegen sah, konten ihn nicht zurükhalten.

Die Härte, welche der Erzherzog bei dieser Gelegenheit bliken lies, wurde durch die Bereitwilligkeit gemildert, mit der er sich zum Geschäft einer Friedensvermittlung zwischen Frankreich und Spanien darbot. Bei allem Mistrauen, welches Ferdinand in die politischen Fähigkeiten seines Schwiegersohnes sezte, durft' er ihm einen Auftrag nicht versagen, welcher die Herstellung der Ruhe in Italien, und die Vorteile seines Reiches zur Absicht hatte. Aber er bediente sich hierbei einer gefährlichen Argliſt, die so wenig auf ernstliche Aussöhnung schließen ließ, daß sie ihn vielmehr in den Stand sezte, Philipps gutmütigen Leichtsin zu Berükung seines Gegners anzuwenden. Er erteilte ihm anfangs eine sehr beschränkte Instrukzion zu Einleitung des Friedensgeschäftes. Später sandt' er den Abt von St. Michael, Bernhard Boyl, mit einer ausgedehntern Vollmacht ab, die aber nicht eher, als bis der Kö-

nig

nig von Frankreich eine ernstliche Neigung zum Frieden bliken lies, vorgezeigt werden solte. Ein ausdrüklicher Punkt legte zugleich Philippen die Nothwendigkeit auf, sich mit dem Abte zu beratschlagen, und keinen Friedensartikel ohne dessen Einwilligung zu schließen.

1503. Nie reißte wohl ein Schwiegersohn und Abgesandter eines großen Königs unter ängstlichern, und fast möchte man sagen, lächerlichern Vorkehrungen, als diejenigen waren, die Ferdinand bei der Abreise des Erzherzogs traf. Er lies ihm nicht mehr als zwei Pferde in Roußillon vorspannen, weil er gehört hatte, daß dessen Begleiter alle Pferde, deren sie habhaft werden könten, für Frankreich aufkaufen wolten. Bei Anwesenheit des Erzherzogs in den Festungen Salses und Perpignan waren die Statthalter angewiesen, in ihre Zimmer einen Hinterhalt bewafneter Manschaft zu legen, und die Kanonen gegen ihren Gast, wie gegen einen einbrechenden Feind zu richten. Ferdinands Mistrauen erlaubte nicht einmal, daß Philipp eher Frankreichs Gränze betreten durfte, bis König Ludwig eine Anzahl vornehmer Geißeln nach Flandern abgeschikt hatte. Aber alle diese Bedenklichkeiten konten keine Sinnesänderung bei einem Prinzen vorbringen, der zur Offenheit und Freundschaft geschaffen war. Spaniens Sitten, und die Gemütsart seines Schwiegervaters hatten ihn belästiget, ohne

ihn

ihn anzusteken. Freudig warf er die Feßeln ab, unter denen er dort schmachtete, und gab in dem Augenblike, da er das französische Gebiet betrat, allen den Empfindungen des Wohlwollens Raum, die sich an das Gefühl einer freien Lebensart knüpften. Sogleich lies er die französischen Geißeln aus den Niederlanden zurükkehren, und eilte nach Lion eben den Vergnügungen entgegen, die er bereits bei seiner Herreise in solchem Uebermaaße genossen hatte. Die liebreiche Bewirtung des französischen Königs, die zuvorkommenden Gefälligkeiten, die Spiele und Ergözungen, die er wiederfand, unterdrükten ieden Gedanken an Feindseligkeit und Vorsicht. Weit entfernt, durch langwierige Unterhandlungen die Friedenspunkte, die seinen Schwiegervater so wichtig dünkten, herauszuklauben, gieng er bei diesem Geschäfte eben so offenherzig als leichtsinnig zu Werke. Vergebens machte sein Begleiter, der erfahrne Abt Boyl, Einwendungen gegen gewiße Artikel, über welche er vorher die Entscheidung des Königs von Spanien einholen wollte. Der Erzherzog suchte dieses Geschäftes, das zwischen ihm und Ludwig einen Anschein von Zwiespalt und Zurükhaltung hervorbrachte, so schnell als möglich los zu werden, um nachher sich ganz ungehindert den Vergnügungen zu überlassen. Der Friede kam daher bald unter folgenden Bedingungen zu Stande: Beide Mächte vereinigten

sich,

sich, Neapel an Philipps Sohn, den iungen Herzog Karl von Luxenburg, und an dessen künftige Gemalin, die französische Prinzeßin Klaudia abzutreten. Bis zu Vollziehung ihrer Ehe, sollte der französische Anteil des Königreichs im Namen der Prinzeßin Klaudia durch einen französischen Statthalter, der spanische aber im Namen des iungen Karl, durch seinen Vater den Erzherzog regiert werden. Dies Bündnis wurde feierlich von beiden Seiten beschworen, und in allen Provinzen Frankreichs bekant gemacht.

Philipp, welcher keineswegs an der Genehmigung seines Schwiegervaters zweifelte, schikte sogleich einen Sekretär mit den abgeschloßnen Friedensartikeln an den spanischen Hof. Aber niemand war weniger geneigt, als Ferdinand, einen Vertrag einzugehen, der ihm alle Hofnung, Neapel iemals zu besizen, entzog. Schon bei der Abreise seines Schwiegersohnes hatte er unter dem Vorwande, daß derselbe zu einem Vergleich in Frankreich gezwungen werden könne, dem großen Kapitain anbefohlen, nichts zu befolgen, was iener an ihn ergehen lassen möchte. Er vertröstete ihn vielmehr auf die Ankunft neuer Hülfsvölker, und sezte die Kriegsrüstungen eben damals am eifrigsten fort, als er den französischen König durch die angefangenen Friedensunterhandlungen einzuschläfern hofte. Seine Absichten waren ihm vollkommen

ge-

gelungen. In gewißer Ueberzeugung des Friedens hatten die französischen Schazmeister das Geld, welches zur Besoldung neuer Hülfsvölker angewandt werden solte, unter sich geteilt, und die Truppen aus einander gehen lassen. In Barletta hingegen waren die längst erwarteten zwei tausend Teutschen angekommen. Diese Verstärkung fülte die Lüken aus, welche während einer langwierigen Belagerung in dem spanischen Heere entstanden waren, und erleichterte dem Feldherrn die Mittel, etwas entscheidendes zu unternehmen. Schon glühte Konsalvo von Begierde, die erduldeten Beschwerden an dem Feind zu rächen, als auf einmal die Nachricht des geschlosnen Friedens bei den Heeren einlangte. Der Erzherzog Philipp hatte zugleich seinen Haushofmeister an Konsalvo abgeschikt, und ihm bis auf weitere Anordnung die Einstellung aller Feindseligkeiten geboten. Aber dieser, schon zu ieder Ausrede vorbereitet, weigerte sich standhaft, die Waffen ohne ausdrüklichem Befehle der spanischen Könige niederzulegen. Er lies vielmehr so viel trozige Entschloßenheit bliken, daß der französische Feldherr nur allzudeutlich einsah, sein König sei hintergangen, und der Krieg werde bald mit verdoppelter Wut losbrechen.

Noch bis iezt hatte d'Aubigni die französische Herschaft in Kalabrien aufrecht erhalten. Aber eine unglükliche Schlacht, die er lieferte,

stürz-

stürzte mit einmal das Glük, das diesen Feldherrn in seiner kriegerischen Laufbahn bisher begleitet hatte. Eine spanische Flotte, welche mehr als funfzehn tausend Man am Bord führte, war zu Meßina gelandet. Ihr kränklicher Anführer Puertocarrero übertrug, als er dem Tode sich nahe fühlte, die Oberherschaft einem Jüngling Don Fernando de Andrada, der durch große Talente, und unbezweifelte Verdienste den Neid der ältern Generale zum Schweigen brachte. Er vereinigte sich mit den übrigen spanischen Truppen zu Seminara, und benuzte die weisen Rathschläge seines Vorgängers dadurch, daß er ein Haupttreffen auf das sorgfältigste vermied. D' Aubigni, von dem Ruhm, den er in zwölf Schlachten erworben hatte, geblendet, suchte zu hizig die Gelegenheit, neue Lorbern zu sammeln. In der Meinung, die Spanier, welche wegen des rükständigen Soldes einen Aufruhr erregten, in Unordnung zu überfallen, rükte er vor Seminara. Aber schon hatte Andrada durch großmütige Aufopferung seines Silber-Geschirres und alles Geldes, was er auftreiben konte, die Gemüter besänftiget. Die stolzen Aufforderungen des französischen Feldherrn reizten iezt das Ehrgefühl der Spanier, die nicht länger sich zurükhalten lassen wollten. Ein hiziges Gefecht began an dem nämlichen Orte, wo d' Aubigni einige Jahre vorher mit so vielem Ruhme den König Fer-

21. Apr. 1503.

dinand von Neapel, und Konsalvo überwunden hatte. Die Niederlage, die er diesmal erlitt, wurde durch iene Rükerinnerung desto schmerzlicher verstärkt. Die Spanier erfochten einen vollkommenen Sieg. Außer achthundert Reutern, und einer beträchtlichen Menge Fusvolk, die auf dem Plaze blieben, wurden alle französischen Generale getödet, oder gefangen genommen. Selbst d'Aubigne entging diesem Schikfal nicht, und muste die Festung, wohin er sich gerettet hatte, nach einigen Tagen übergeben.

Diese verlorne Schlacht brachte der französischen Macht in Neapel den ersten gefährlichen Stoß bei. Ein Unglük kettete sich an das andre, um alle ihre Pläne über den Haufen zu werfen, und die Auftritte, welche unter Karl dem Achten vorgefallen waren, zum zweitenmal auf den Schauplaz zu bringen. Mit Bestürzung sah der Herzog von Nemours, welche nachteilige Würkung iener Sieg bei seinem Heer hervorbringen, und welchen wichtigen Einflus er auf den Unternehmungsgeist seines Gegners haben würde. Er war ungewiß, ob er, den Befehlen des Königs gemäß, sich iezt in eine Stadt verschliessen, und auf Beistand warten, oder durch eine neue Schlacht den Versuch machen sollte, seine verfallnen Angelegenheiten wieder herzustellen. Die meisten Generale führten die Gefahr an, die unvermeidlich entstehen müste, wenn das siegende Heer aus Kalabrien sich mit dem

großen Kapitain vereinigte. Zur Zeit hielten sie sich dem Feind an Tapferkeit und Mannszahl gewachsen, und glaubten, es sei rühmlicher, die Waffen entscheiden, als in kalter Unthätigkeit sich nach und nach aufreiben zu lassen. Ihre herzhaften Gründe überzeugten den Herzog von Nemours um so mehr, da Konsalvo im Begrife stand, von seinen ganzen Kräften Gebrauch zu machen.

Noch wuste der spanische Feldherr nichts von den Vorfällen in Kalabrien. Hunger und Pest hatten ihn endlich genötiget, Barietta zu verlassen, diesen Ort, wo er sieben Monate hindurch gegen das Andringen des Feindes, gegen ein misvergnügtes Heer, gegen alle Ungemächlichkeiten der Natur und des Zufalls, mit unglaublicher Geisteskraft gekämpft hatte. Er ging auf Berignola los, eine kleine Stadt in Kapitanata, durch deren Eroberung er sich Lebensmittel verschaffen, und weiter in das Land vordringen wollte. Der Weg, den er nehmen muste, führte nahe bei dem Lager der Feinde vorbei, welche ebenfalls sich in Bewegung sezten, und das Hintertreffen der Spanier beunruhigten. Es war ein so heißer Tag, und der Zug so beschwerlich, daß viele, von Durst und Müdigkeit erschöpft, tod zur Erde fielen. Konsalvo sprach den Soldaten Mut ein, reichte ihnen mit eigner Hand zu trinken, und nahm selbst einen Fusgänger hinter sich aufs Pferd, um die

übrige

übrige Reuterei zu gleichen Hülfleistungen zu ermuntern. So erreichte er zwei Stunden vor Sonnenuntergang die Stadt, und verschanzte sich in den umherliegenden Weinbergen. Der Herzog von Nemours war ihm auf den Fus gefolgt, unentschlossen, ob er das Treffen bis auf den andern Tag verschieben sollte. Aber kaum hatte er gehört, daß man dieses Zaudern einer Mutlosigkeit zuschrieb, als er den schleunigsten Befehl zum Angriffe gab. Sogleich beim Anfange des Treffens gerieten durch Unvorsichtigkeit eines italiänischen Soldaten zwei spanische Pulverwagen in Brand, und flogen mit fürchterlichem Krachen in die Luft. Der große Kapitain, welcher sein Heer durch diesen Zufall bestürzt sah, rief ihnen mutig zu: dies sei das Freudenfeuer des Sieges, der ihnen in die Hände gegeben werde. Unglaublich ist es, wie oft ein einziges Wort, zu seiner Zeit gesprochen, mehr ausrichtet, als die Klugheit des tiefdurchdachtesten Planes. Durch diese Auslegung getröstet, beeiferten sich die Spanier einmütig, iene glükliche Vorbedeutung in Erfüllung zu bringen. Ein kleiner aufgeworfener Wall mit einem Graben, den die Franzosen nicht gesehen hatten, entschied den Ausgang dieses Tages. Durch ihn wurde der Herzog von Nemours, der mit verhängtem Zügel an der Spize seiner schweren Reuterei heransprengte, aufgehalten. Eine widrige Wendung, die er nehmen muste, sezte ihn dem

feindlichen Feuer aus, und im Augenblike strek-
te ihn eine Kugel leblos zu Boden. Gleiches
Verderben traf den Anführer der Schweizer,
Chandenier, der allzukentlich an seinem hohen
weißen Federbusch, die Wut der feindlichen Lan-
zen gegen sich reizte. Der Tod dieser beiden an-
gesehnen Männer brachte bald eine Unordnung
unter das Heer, die mit allgemeiner Flucht sich
endigte. Man sah iezt nichts, als wildes Ge-
mezel. Binnen Zeit einer halben Stunde la-
gen an viertausend Franzosen getödet auf dem
Schlachtfelde, und nicht mehr, als achthundert
wurden gefangen genommen. Die einbrechende
Nacht verschafte den übrigen Gelegenheit, sich
mit Verlust ihres Gepäkes und ihrer Zelte in
den Wäldern zu zerstreuen. Eine Uebertreibung,
die in der Geschichte der Schlachten nicht selten
ist, läßt an diesem Tage nur neun getödete
Spanier zälen.

Prosper Kolonna zeichnete sich durch Hel-
denmut in der Schlacht, und nach derselben durch
einen seltnen Zug von Kaltblütigkeit aus.
Er war zuerst in das französische Lager gedrun-
gen, und hatte sich des Zeltes vom Herzog von
Nemours bemächtigt. Hier fand er einen mit
goldnen und silbernen Geschirren reich besezten
Tisch, und ein sehr sorgfältig zubereitetes Mahl.
Ermüdet von der Arbeit, ließ er sich die lang'
entbehrten Gerichte treflich schmeken, und über-
nachtete in dem Bette des französischen Feldherrn,

in-

indessen Konsalvo ihn vergebens überall suchte, und als tod bereits beklagte. Nach wolgenosse-ner Ruhe kehrt' er bei Sonnenaufgang zu dem Heer zurük, und verwandelte die Bekümmernis, die man seinetwegen empfand, in ein lautes Beifallgelächter.

Die Würkungen des erfochtenen Sieges erstrekten sich bald über den grösten Teil des Landes. Mit dem gewohnten Wankelmut fielen Städte und Baronen von Frankreich ab, um unter Spaniens Herrschaft zu treten. Konsal-vo, der keine Zeit verlieren wolte, gieng un-mittelbar auf Neapel los, wo er eben so wenig Schwürigkeiten fand. Die Friedensanträge, wel-che er den Einwonern thun lies, wurden fried-lich beantwortet. Sie empfingen ihn mit ei-nem solchen Glanz, und mit so lautem Zuiauch-zen, wie sie nur einem König thun konten, der nach langer Abwesenheit als Wohlthäter des Lan-des zurükkehrte. Vergebens suchte die französi-sche Besazzung sich in den festen Kastellen der Stadt bis zur Ankunft der Hülfstruppen zu halten. Ihre Tapferkeit wurde durch die Kunst der Minen vereitelt; eine Kunst, deren fürchter-liche Würkungen man bisher noch nicht in ih-rem ganzen Umfange kante. Peter von Na-varra, einer der ersten Generale seines Zeital-ters, hatte sie ohnlängst als gemeiner Soldat von den Genuesern erlernt, und durch eignes Nachdenken verbessert. Zum Erstaunen der spot-

ten-

tenden Franzosen, die von keiner Uebergabe hören wollten, sprengte er sie mit ihren ungeheuern Festungswerken in die Luft, und erwarb sich den traurigen Ruhm, in einer auf Verwüstung des menschlichen Geschlechtes abzwekenden Kunst der erste Lehrer gewesen zu seyn.

Zu eben der Zeit, als diese Verändrungen Schlag auf Schlag in Neapel erfolgten, hatte man den Frieden durch ganz Frankreich mit großen Festen und Feierlichkeiten begangen. Der ruhige König konte keine wichtigere Gewährleistung haben, als das Wort des kastilischen Tronerben, der mit den Vollmachten seines Schwiegervaters versehen, und voll freundschaftlicher Neigung gegen Ludwig den Zwölften, kein Bedenken getragen hatte, sich persönlich bei ihm einzufinden. Um desto empörender war die Nachricht, welche auf einmal die gänzliche Niederlage der französischen Heere, und den Verlust eines Landes ankündigte, wodurch Frankreich hauptsächlich seine Macht in Italien zu befestigen hofte. Der König geriet über die Treulosigkeit, mit der man ihn hintergangen hatte, in den heftigsten Zorn. Sein erster Verdacht fiel auf den Erzherzog, weil eben dieser damals sich aus Frankreich entfernt, und einen Besuch bei seiner Schwester, der Herzogin von Savoien gemacht hatte. Aber Philipps edles Herz entglühte bei diesen Vorwürfen. Nicht genug, daß er sich mit der Lauterkeit seiner

Absichten entschuldigte, und die bittersten Beschwerden bei seinem Schwiegervater führte; er wollte aller Welt zeigen, daß er keine Verantwortung zu scheuen brauche, und eilte ohne Geißel, ohne irgend einen andern Bürgen, als seine Rechtschaffenheit, nach Lion zurück. *)

König Ferdinand hatte, noch ehe er von dem erfochtenen Siege etwas wuste, die Bestätigung des Frieden unter allerhand nichtigen Vorwänden aufgeschoben. Jezt, da die spanischen Waffen überall das Feld behaupteten, war er zwar fest entschlossen, den Vergleich nicht zu halten, doch bemüht' er sich, dem Herzoge seine wahren Gesinnungen zu verbergen, damit Ludwig, in fortdauernder Ungewißheit, die Absendung der Hülfstruppen nach Neapel verzögern möchte. Philipps standhafte Erklärung, daß er Frankreich nicht eher verlassen werde, bis man ihm Genugthuung verschaft habe, dekte endlich das hinterlistige Staatsgeheimnis der katholischen Könige auf. Sie weigerten sich, ein Bündniß zu unterzeichnen, das ihnen weder Ruhm noch Vorteil brächte, und beschuldigten den Erzherzog, er habe die Gränzen seiner Vollmacht überschritten. Aber Philipp widersprach öffentlich im Beisein des Königs und seiner Räthe einem so unlautern Vorgeben. Er erklärte, daß die katholischen Könige noch vor seiner Abreise auf

die

*) Erasmi ad Philippum Panegyricus.

die heiligen Evangelien, und auf ein Kruzifix geschworen hätten, alle Bedingungen des abzuschließenden Friedens zu halten, und daß er bei iedem Artikel die Meinung des ihm mitgegebenen Gesandten zu Rathe gezogen habe. Ludwig fand diese Gründe überzeugend genug, um allen Verdacht gegen den Erzherzog fahren zu lassen, und ihn von nun an mit ausgezeichneter Grosmut und Freundschaft zu behandeln; desto mehr aber wuchs seine Erbittrung gegen Ferdinanden und Isabellen. Ihre Hartherzigkeit hatte auf einmal den Anstrich von Sanftmut und Gelindigkeit angenommen. Sie schikten neue Gesandten, welche darauf antrugen, dem König Friedrich die neapolitanische Krone wieder aufzusezen. Aber diese edelmütige Aufopferung wäre in dem Leben Ferdinands eine unnatürliche Ausname gewesen. Ludwig merkte, daß man ihm eine neue Falle stellte, um den Erzherzog, welcher ienes Reich für seinen Sohn bedungen hatte, von ihm abwendig zu machen. Er wollte dahero nichts, als die Bestätigung des geschlossenen Friedens annehmen, und bezeigte zugleich öffentlich seine Verwunderung, wie Könige, die vorzugsweise sich Katholische nannten, so ganz ohne Treue und Glauben, und ohne Rüksicht auf die Ehre ihres Eidams, die heiligsten Verträge brechen könten. Diese bittern Ausdrüke wurden von einem Befehl an die spanischen Gesandten begleitet, noch an

nem-

nemlichen Tage den französischen Hof zu verlassen.

Vom Rache befeuert, dachte Ludwig auf nichts, als wie er Neapel retten, und Ferdinands Uebermut demütigen könte. Die weitläuftigen Zurüstungen, die er zu einem neuen Feldzuge machte, übertrafen alle bisherigen Anstalten seiner Vorgänger. Ein großes Heer wurde unter dem Herzoge von Tremouille, dem berühmtesten Feldherrn, der damals in Frankreich lebte, nach Neapel gesandt. Zu gleicher Zeit sollten zwei andere Heere in Roußillon und Fontarabien eindringen, indessen eine französische Flotte die Küsten von Valencia und Katalonien beunruhigte. Eine so zalreiche Macht, in Frankreich aufgebracht, ohne daß deshalb die Abgaben des Volkes erhöht werden dürften, überwog allerdings die mühsam zusammengeworbenen Söldner, mit denen der König von Spanien seine Lande vertheidigte. Kaum könte man sich vorstellen, wie gegen den vereinten Druk iener kraftvollen Menge ein Nebenbuler bestehen würde, dessen Heere beständig wegen des rükständigen Soldes murrten, und dessen Flotte in so schlechtem Zustande sich befand, daß die Schifskapitäne gemeiniglich in Seeräuber ausarteten. Aber die erste Hize, mit welcher die Franzosen ihre Unternehmungen anfingen, erschöpfte die Kräfte, die sie zur Ausführung nötig hatten. Die Soldaten, welche nie unter

den

den Augen ihres Königs fochten, standen unter zu viel Befehlshabern, die einander entgegen arbeiteten. Es war keine Festigkeit in den Entwürfen, keine Ordnung in den Finanzen, nirgends ein wachsames Auge, welches den Bedürfnißen abhalf, den mutigen Krieger auszeichnete, und den trägen ermunterte. Ihre Feldherrn waren gewönlich tapfer, aber auch stolz, eifersüchtig, bequem. Bei den wichtigsten Vorfällen kamen sie entweder zu früh, oder zu spät; und wenn der eine durch Uebereilung fehlte, so machte der andre den Fehler durch bedenkliches Zaudern noch schlimmer.

Der Krieg, welcher den Spaniern von Seiten der Pirenäen drohte, endigte sich fast eben so schnell, als er angefangen worden war. Von zwei furchtbaren Heeren, die sich dort zusammenzogen, that das eine gar nichts, und das andre ließ es bei der Belagrung einer spanischen Festung Salses an der Gränze von Roußillon bewenden. Ferdinand, welcher den blutigsten Auftritten entgegen sah, hatte ein großes Heer persönlich nach Perpignan geführt. Die Königin selbst schwebte zu Segovien in gröster Unruhe, und brachte den Tag, wo sie eine Hauptschlacht vermutete, fastend und betend mit ihrem Hofstaat auf den Knien zu. Allein ihr bängliches Sorgen, daß kein Christenblut vergoßen werden möchte, verwandelte sich in Erstaunen, als sie hörte, daß die Franzosen gleich

ängst=

ängstlich iedes Blutvergießen scheuten. Ohne irgend eine von den großen Erwartungen, die sie erregt hatten, zu erfüllen, zogen sie sich bei Ferdinands Ankunft nach Narbonne zurük. Bald darauf trat König Friedrich als Vermittler zwischen beiden Mächten auf. Durch neue Hofnungen zur Wiedereinsezung in sein Reich getäuscht, bewürkt er an den französischen Gränzen einen Waffenstillstand, welcher den Schauplaz des Krieges lediglich auf Neapel einschränkte.

Bei den manichfaltigen Veränderungen, welche die italiänischen Staaten, und insbesondre das Königreich Neapel betroffen hatten, war bisher der Pabst das vornehmste Werkzeug gewesen. Durch die unnatürlichste Verbindung mit dem König von Frankreich, hatte er den einzigen Zwek seiner Ränke, die Vergrößrung des Herzogs von Valentinois glüklich erreicht. Dieser schlaue Fürst war Herr von Romagna geworden, hatte die Kolonnen vertrieben, und die vornehmsten Häupter der Ursinen, dieses mächtigen Hauses, das seiner Größe widerstrebte, auf verräterische Art hinrichten lassen. Nur allzuspät fühlte der König von Frankreich, wie gefährlich ihm die Macht eines Fürsten in Italien war, dessen Begierden keine Gränzen kanten. Er hatte den räuberischen Anmassungen desselben verschiedenmal Einhalt gethan, und ihn hierdurch auf einer empfindlichen Seite be-

lei-

leidiget. Der Herzog sah sich daher nach neuen Freunden um, da er iezt ohnedies den französischen Hof, wegen seines gesunkenen Glüks in Neapel, weniger schonen zu dürfen glaubte. Die großen Absichten, die er hatte, Toskana zu erobern, und hierdurch sich unabhängig von allen Zufällen des Glüks, und von ieder auswärtigen Macht zu erhalten, flößten ihm den Gedanken einer nähern Verbindung mit Spanien ein. Er hatte sich deshalb mit dem großen Kapitain in Unterhandlungen eingelassen, und erwartete nur die Eroberung der Stadt Gäta, dieses lezten Zufluchtsortes der französischen Partei in Neapel, um für seine Absichten keines Schleiers mehr zu bedürfen. Aber Konsalvo hatte neuerlich die Belagerung von Gäta, die er allzuhizig betrieb, mit vielem Verluste aufheben müssen. Ein großes französisches Heer war im Anzuge, um seinen Weg durch den Kirchenstaat nach Neapel zu nehmen. Unter solchen Umständen wär' es thöricht gewesen, das Verständnis mit Spanien ausbrechen zu lassen. Der Pabst brauchte daher die gewönliche Hinterlist, stellte sich keiner Partei zugethan, und versprach: daß sein Sohn kein Schwerd ziehen sollte, so lange der Krieg in Neapel fortdauerte.

Diese abgedrungene Mäßigung konte die Schritte des Cäsar Borgia nur hemmen, aber nicht gänzlich hindern. Er besaß, ohngeachtet zahllos verübter Grausamkeiten, die Neigung

des

des Volkes in Romagna, das sich unter eines Einzigen Herrschaft besser, als unter der Regierung vieler befand. Die Soldaten liebten ihn, weil er ihr treuster Kamerad war, weil er sie schäzte, und reichlich belohnte. Das Ansehen, in dem er stand, und die Truppen, die er auf den Beinen hatte, machten ihn, auch ohne Rüksicht auf seinen Vater, selbst der grösten Macht, wenn auch nicht als Feind gefährlich, doch als Bundesgenoßen wichtig. Er sah sich nahe am Gipfel der Größe, die er durch so vieles Blutvergießen gegründet hatte, als der plözliche Tod Alexanders des Sechsten den italiänschen Angelegenheiten, und zugleich den seinigen, eine ganz unerwartete Wendung gab.

Nach einer allgemein bestätigten, obschon minder wahrscheinlichen Erzälung wurde ein Giftbecher, welchen der Herzog von Valentinois zum Verderben eines reichen Kardinals bereiten ließ, durch Verwechslung der Geschirre von ihm selbst und seinem Vater ausgeleert. Alexander unterlag der schleunigen Würkung des Giftes; eine frischere Jugend, und ein stärkerer Körperbau rettete den Herzog. Aber er wurde an das Krankenbette gefeßelt, um wehrlos und ohnmächtig, die Streiche, die iezo das Unglük ihm zuzälte, doppelt zu empfinden. Vorsichtig hatte er alle möglichen Fälle berechnet, die bei seines Vaters Tod sich ereignen könten, und gegen alle Hindernisse die sichersten Anstal-

ten getroffen; nur den sehr natürlichen Fall, daß er zu eben der Zeit krank darnieder liegen könne, hatte er aus der Acht gelassen *). Dieser einzige Rechnungsfehler schadete ihm mehr, als die sorgfältigste Klugheit einer ganzen Lebenszeit ihm genüzt hatte. An körperlichen und geistigen Kräften geschwächt, sah er mit einemmal sich Feinden, die iezt zalreich wider ihn aufstanden, preisgegeben. Die Ursinen, deren Väter und Verwandte er geplündert, und gemeuchelmordet hatte, zogen bewafnet nach Rom, und dürsteten nach Borgias Blut. Mit gleicher Wut würden ihn die Kolonnen angefeindet haben, wenn er sich nicht entschloßen hätte, ihnen ihre Güter wiederzugeben. Die Macht des Hauses Borgia war iezt ihrer Zertrümmerung nahe, und die Soldaten, die des Herzogs Pallast umringten, reichten kaum zu, seine Person in Sicherheit zu sezen. In dieser gefährlichen Lage, wo ihn Spaniens zweifelhafter Beistand nicht retten, wohl aber Frankreichs heranahendes Heer verderben konnte, ergrif er die leztere Partei. Er wuste die Bande mit dem französischen Hof, die durch allzuviel Anstrengung erschlaft, und durch den Tod seines Vaters gänzlich zerrißen waren, aufs neue fest zu knüpfen. Der Einflus, den er bei nächster Pabstwahl auf die spanischen Kardinäle, lauter

Ce-

*) Machiavell. principe c. 7.

Geschöpfe der vorigen Regierung behauptete, gab ihm eine empfehlende Wichtigkeit. Er hofte den Unwillen des Königs Ludwig, den er gegen sich gereizt hatte, durch die Vorteile, die er seinem Minister anbot, zu besänftigen.

Eine unzeitige Begierde, Pabst zu werden, hatte den Kardinal von Amboise nach Rom getrieben, und sich seines Herzens so bemeistert, daß er alle politische und kriegerische Geschäfte seines Herrn darüber vergaß. Um die Stimmenmehrheit zu gewinnen, schloß er mit Cäsar Borgia einen neuen Vertrag, und versprach, ihn bei seinen bisherigen Besitzungen zu erhalten. Er spante alle Triebfedern zu Erlangung der höchsten geistlichen Würde an, und zeigte den Kardinälen eine streitbare, vor Roms Mauern gelagerte Manschaft, bereit, ihn auf den ersten Wink in das Heiligtum des Vatikans zu geleiten. Das Ansehen, das er hierdurch erwarb, und die Versprechungen, die von allen Seiten herbeiströmten, berauschten ihn mit einem solchen Gefühl von Zuversicht, daß er nun kein Hindernis weiter befürchtete, und die dreifache Krone schon auf seinem Haupte zu erblicken glaubte. Aber eben dieser glatte Weg der Sicherheit ließ ihn in die Neze eines heimlichen Nebenbulers, des Kardinals von Rovere fallen, der mit nicht geringern Hofnungen sich schmeichelte. Dieser überredete ihn, daß die Wahlfreiheit kestritten werden könne, so lange

das Konklave durch den Lärmen der Waffen in Furcht gesezt schien. Seine Beredsamkeit war so eindringend, und d'Amboise hegte gegen den wolgemeinten Rat eines Freundes so wenig Argwohn, daß er an dem Wahltage das französische Heer unthätig in einer Entfernung vor Roms Mauern feiern ließ. Die gröste Klugheit, die er hierbei zu beobachten glaubte, schlug ihm zu doppelter Kränkung aus. Bei zwei Pabstwahlen, die binnen Zeit von einem Monate sich ereigneten, sah er sich zweimal übergangen; und das schmerzlichste war, daß er nach dem baldigen Ableben des neuerwählten Pabstes, Pius den Dritten, eben den Nebenbuler, der ihn überlistet hatte, den Kardinal von Rovere, unter dem Namen Julius des Zweiten auf dem päbstlichen Stule erbliken muste.

Der Eifer, mit welchem der Kardinal von Amboise seine Ansprüche in Rom betrieben hatte, zog unmittelbar den Verfall des französischen Kriegsglükes in Neapel nach sich. Durch das Bündnis, welches er mit dem Herzoge von Valentinois zu Erhaltung der Stimmen errichtet hatte, beleidigte er das mächtige Haus der Ursinen. Sie konnten kein Zutrauen zu einer Macht faßen, welche den Mörder ihrer Verwandten in Schuz nahm, und ihrer gerechten Rache Schranken sezte. Voll tödlicher Wut gegen alles, was dem Cäsar Borgia anhing, ergriffen sie die Anerbietungen des spanischen Gesandten, Franzisko

de

de Roias, der sie für die Sache seines Herrn zu gewinnen suchte. Dieser kluge Unterhändler bewirkte noch mehr, als dies — ihre Aussöhnung mit den Kolonnen, und lenkte zwei brausende Parteien, die durch den eingewurzelten Haß mehrerer Jahrhunderte getrennt waren, iezt einträchtig durch den Faden des Eigennuzes.

Die spanische Macht in Neapel erhielt durch den Beitritt der Ursinen einen großen Zuwachs. Noch mehr aber gewann Konsalvo durch die Verzögerung des französischen Heeres auf römischem Gebiet. Die Gelegenheit war indessen verstrichen, wo dieser Feldherr, durch eine mislungne Belagerung geschwächt, von Geld und Truppen entblößt, dem Stoß eines frischen Angriffes vielleicht mindern Widerstand geleistet haben würde. Jezt hatten die zerstreuten Hauptleute des Herzogs von Valentinois sich zu seinen Fahnen versammelt. Er hatte einige wichtige Pläze an den Gränzen des päbstlichen Gebiets eingenommen, und erwartete den Feind bei St. Germano in der vorteilhaftesten Stellung. Jeder Schritt nach Neapel sollte ihm entweder durch Festungen erschweret, oder durch Tapferkeit bestritten werden.

Sogleich nach vollbrachter Pabstwahl war das französische Heer von Rom aufgebrochen. Eine Krankheit, welche den Herzog von Tremouille befallen hatte, nöthigte ihn, die Befehlshaberstelle niederzulegen. Sie war dem

Marquis Franz Gonzaga von Mantua anvertraut worden, einem Feldherrn, der einst gegen Karln den Achten bei Fornova gefochten hatte, und dessen Verdienste man durch diese Stelle nicht sowohl belohnen, als seine Gunst für Frankreichs Partei erkaufen wolte. Aber König Ludwig hätte keine unglüklichere Wahl treffen können. Der Kopf dieses Italiäners schwindelte von Eigendünkel, und sein Herz war den Ausländern, die er anführte, verschlossen. Sogleich bei seinem Eintritte in Neapel entehrte er sich durch lächerliche Großsprechereien, und bestürmte Rocaseca, eine kleine unwichtige Festung, auf eine so ungeschikte Art, daß sein ganzes Heer dadurch in Verachtung kam. Allenthalben, wo er vordringen wollte, empfieng ihn spanische Manschaft mit kräftigem Widerstand, und zeigte ihm den Nachdruk der Waffen, die er, höchst unwürdig, mit italiänisch pöbelhaften Scheltworten, zu schmähen sich unterstanden hatte. Er verfolgte endlich den Lauf des Flußes Garillan, der in ein dichtes Bette gedrängt, aus Abruzzo herabströmt, und schlug sein Lager an dem Ufer desselben, achtzehn italiänische Meilen unter St. Germano, und zwölf Meilen von Gäta auf. Dieser Fluß wurde iezt der Mittelpunkt der anstrebenden Kräfte beider Heere, und bestimmte den wahrscheinlichen Ausschlag des Sieges. Gelang es den Franzosen, sich Meister des ienseitigen Ufers zu machen, so überwäl-

tigte

tigte ihre Menge den schwächern Feind, so stand ihnen der Weg bis an das Herz des Königreichs, und bis zur Hauptstadt offen. Diesen Entwurf zu vereiteln, hatte Konsalvo vom Anfange an eine Besazzung hier zurükgelassen, die er iezt mit der Macht seines ganzen Heeres unterstüzte. Der einstimmige Entschluß zu siegen oder zu sterben, rieß die Spanier zu wildem Enthusiasmus fort, und verwandelte ihren Eifer in mehr als bachantische Wut. Aus eignem Antrieb, und mit frohlokender Mordgier erwürgten sie ihre eignen Kameraden, die einen Thurm an der französischen Seite des Garillan feigherzig verlassen hatten. Konsalvo, sonst mild und freundlich, begünstigte selbst Grausamkeiten, wenn sie die Strenge des Dienstes erhöhten, und freute sich, das ansteckende Beispiel durch ein empörendes Strafgericht auf immer aus der Herzen der Soldaten zu vertilgen *). Jener Thurm, welcher aus den Ruinen einer altrömischen Stadt hervorragte, war allerdings iezt von Wichtigkeit. Er schaffte den Franzosen festen Fuß, und erleichterte ihnen die Mittel, unter heftigem Feuer des schweren Geschüzes eine Brüke zu schlagen, auf der sie in kurzer Zeit einige tausend Mann über den Fluß sezten. Das Vorhaben würde gelungen seyn, wenn man sogleich die übrige Manschaft hätte nach-

*) Paul. Jov. vita Magn. Consalvi.

folgen lassen. Aber der Marquis von Mantua, aus zu großer Bedenklichkeit, oder aus Zaghaftigkeit, versäumte diesen günstigen Augenblik. Die Spanier, bei dem ersten Ueberfall zum Weichen gebracht, bedurften nur einer kurzen Besinnung, um mit erneuerten Kräften zum Kampf zurükzukehren. Konsalvo selbst stieg vom Pferde, und folgt' als gemeiner Soldat mit der Hellebarde in der Hand. Der gedrängte Angrif des spanischen Fußvolkes trieb endlich die Franzosen, die keine Unterstüzung erhielten, in die Flucht. Viele von ihnen blieben auf dem Plaze, oder ertranken in dem Fluße. Die übrigen wurden bis in die Mitte der Brüke verfolgt, wo ihnen die Würkung des französischen Geschüzes zu statten kam, und den Feind an weiterm Nachsezen hinderte.

An diesem Tage *) erzälen die Geschichtschreiber beider Völker Wunder von Tapferkeit; und sonderbar, daß die Spanier, die doch gewöhnlich das Uebertreiben am meisten lieben, diesmal der Natur am treusten geblieben sind. Bei ihnen that sich ein Fähnrich hervor — sein Name wird verschieden genannt — der im hizigsten Gefechte, als zwei verschiedne Kanonenschüße ihm beide Hände raubten, dennoch unbeweglich auf dem Plaze stand, und die Fahne so lange mit den Stumpfen hielt, bis die Feinde

*) 6. November 1503.

de geschlagen waren. Ein Gegenbild von ihm stellten die Franzosen in Bayard, dem berühmten Ritter ohne Furcht und ohne Tadel auf, der, wenn es glaublich ist, allein, mit seinem Körper, und seinem Schwerd, die Brüke gegen zweihundert Spanier vertheidigte, und sie eine geraume Zeit von weiterm Vordringen abhielt.

Bei dieser mislungenen französischen Unternehmung war der Fehler des Feldherrn zu sichtbar, um den Augen der Untergebenen zu entgehen. Ein allgemeines Misvergnügen entstand unter den Anführern sowohl, als unter dem gemeinen Mann. Man murrte laut gegen den Marquis von Mantua, und ließ seinen Einsichten noch dadurch viel Gunst widerfahren, daß man ihn der Verrätherei und eines geheimen Einverständnißes mit Konsalvo beschuldigte. Die Schimpfreden, die er öffentlich hören muste, und der Mangel an Gehorsam gegen seine Befehle verleideten ihm endlich die Lorbern, die er einzusammeln anfangs für so leicht hielt. Unter dem Vorwande einer Krankheit verließ er das Heer, und brachte die Stimmen, die bisher über seinen Ruhm noch zweideutig gewesen waren, zu einer gewissen Entscheidung.

Der Marquis von Salüßes, ebenfalls ein Italiäner von Geburt, aber ein französischer Vasall, erhielt iezt die Oberbefehlshaberstelle. Thätiger als sein Vorgänger, und begieriger, sich hervorzuthun, traf er zwar schleunige An-

stal-

stalten, welche beide Ufer des Garillan endlich in seine Gewalt brachten; aber die Gelegenheit zu siegen war verschwunden. Häufige Regengüße schwelten den Fluß an, und verwandelten die Gegend umher in einen weiten Morast. Die rauhe Jahrszeit brach ein, und die Natur war der einzige Feind, den man zu bekämpfen hatte. Konsalvo hatte bereits die Erfahrung gemacht, daß ruhige Standhaftigkeit oft mehr, als der unbändigste Mut ausrichtet. Er hatte sein Lager verändert, und sich an einen Fleken zurükgezogen, der etwas über eine Meile von dem Fluß entfernt lag. Der Ort war einsam, nur mit wenigen Bauerhäusern und Schäferhütten bedekt. Das Land sammelte wegen seiner natürlichen Tiefe die ganze Flut des Regens auf, und gliech einem unwirtbaren Sumpf. Hier lag die spanische Manschaft, ohne Dach und Fach, ohne Erquikung, ohne Gewißheit des Ausganges, und was das schlimmste war, ohne Bezahlung. Alle sehnten sich nach einer von den glüklichen Gegenden, deren Italien so viele hat. Einige Hauptleute stelten dem großen Kapitain die Gefahren vor, denen das Heer hier ausgesezt sei, und waren der Meinung, man solle sich nach Kanua zurükziehen. Aber dieser Feldherr erwiederte mit einer edlen Standhaftigkeit: daß er lieber sogleich einen Fuß vorwärts ins Land begraben werde, als dadurch, daß er einige Ellen breit zurükwiche, sein Le-

den um hundert Jahr verlängern wolte. Gesinnungen dieser Art waren iezt mehr werth, als der Gewinn einer Schlacht. Die Franzosen konten dadurch, daß man ihnen Luft ließ, sich in kurzer Zeit erholen. Jezt unterlagen sie den Einflüzen einer Krankheit, die ihre Kräfte allmählig und unwiderbringlich aufzehrte. Zwar war der Ort, wo ihr Lager stand, etwas erhabner, und den Wasserfluten minder ausgesezt; zwar gaben die Ruinen eines alten Theaters, und die umhergebauten Häuser ihnen eine bequemere Wohnung; aber ihr Körper war nicht so abgehärtet, und konte weniger Beschwerden erdulten. Der Geiz der französischen Schazmeister, durch keinen Zaum zurükgehalten, entzog den Soldaten die gehörigen Lebensmittel. Hieraus entstanden Krankheiten, und alle die Unordnungen, welche ein schlecht verpflegtes Heer in einer solchen Lage treffen müssen. Einige italiänische Regimenter verließen von selbst den Dienst; die übrigen, von Weichlichkeit getrieben, zerstreuten sich so tief in der Gegend, daß ihr Quartierstand einen Umkreis von zehn italiänischen Meilen einnahm. Eine erzwungene Ruhe hatte bisher den Waffen Einhalt gethan; aber diese Unthätigkeit war den Franzosen so zur Gewohnheit worden, daß sie keines Feindes weiter achteten. Gleichgültig gegen alles, was um sie her vorgieng, bereiteten sie sich selbst eine Niederlage, die

der

der große Kapitain nicht länger aufzuschieben beschloß.

Das spanische Heer hatte durch die Ankunft der Ursinen, die bisher in Rom zurükgeblieben waren, eine ansehnliche Verstärkung erhalten. Es bestand aus neuntausend Mann Fußvolk, aus neunhundert schweren, und tausend leichten Reitern. Mit ihnen brach er unbemerkt in der Nacht des sieben und zwanzigsten Decembers auf, und sezte einige Meilen oberhalb der französischen Brüke über den Garillan. Seine Annäherung verbreitete allgemeines Schreken unter dem Feinde, und riß den Marquis von Salüßes zu einem verzagten Entschluß fort. Ohne an Gegenwehr zu denken, gab er schweres Geschüz, Zelte und Krauke preis, und zog sich, so gut er konte, auf dem Wege nach Gäta zurük. Aber die Schlacht, die er so ängstlich zu vermeiden suchte, wurde ihm bei Mola, einem Zollorte in der Nähe iener Stadt, abgenöthiget. Konsalvo versezte ihm hier einen tödlichen Streich, der seine Reihen aus einander sprengte, und dem neapolitanischen Kriege ein iähes Ende machte. Der Verlust der Franzosen war unübersehbar. Gleich einer geiagten Heerde schweiften sie unstät umher, und fanden überall nichts als Tod, oder schimpfliche Gefangenschaft. Die Bauern der umliegenden Gegenden, aus Haß gegen französische Gewalt, oder aus natürlichem Hange zur Grausam-

samkeit, schlugen die Hülflosen, die bei ihnen Rettung suchten, mit Aexten und Keulen tod. Selbst das Meer empörte sich zu ihrem Verderben. Peter von Medicis, seit zehn Jahren aus Florenz vertrieben, gieng mit dem schweren Geschüze zu Grunde, das er zu Wasser nach Gäta schaffen solte. Es war eben derienige, ier einst bei dem Tode seines Vaters die Unzulänglichkeit der Heilkunde an einem berühmten Arzt, Peter Leon, rächte, und ihn wegen fehlgeschlagner Wissenschaft auf die grausamste Art in einem Brunnen ersäufen ließ.

Zu Gäta, wo sich der Ueberrest des französischen Volkes hingeflüchtet hatte, war alles Furcht und Bestürzung. Diese feste Stadt, mit Lebensmitteln, mit Geld und Geschüz hinlänglich versorgt, konte einer Besazzung, die aus fünftausend streitbaren Männern bestand, keinen Mut einflößen. Der Marquis von Salüßes, welcher die ganze Zeit über Proben von Unentschlossenheit gegeben hatte, bewies eine schnelle Besinnung in diesem einzigen Punkte, daß er zur Uebergabe riet, und die Nothwendigkeit derselben mehr in der Rede eines Friedensrichters, als eines Feldherrn dem Volke kund that. Sein Rath war ein allgemeiner Wunsch. Man bedung der französischen Mannschaft freien Abzug, und wechselseitige Auslieferung der Gefangenen. Die Kapitulation wurde so eilfertig geschlossen, daß man nicht Zeit

hatte

hatte, über das Schikſal der gefangenen neapolitaniſchen Barone nachzudenken. Konſalvo verweigerte ihre Ausliefrung, und vollendete dadurch Frankreichs Schimpf, daß er ihre treuſten Bundesgenoßen als Empörer in einen unterirdiſchen Kerker werfen ließ.

So zertrümmerten die weitläuftigen Anſtalten, welche Ludwig zu Neapels Eroberung gemacht hatte, auf eine noch kläglichere Art, als unter ſeinem Vorgänger geſchehen war. Von den Heimkehrenden ſtarb ein großer Theil an Hunger oder Froſt. Die Hoſpitäler in Rom wimmelten von kranken Flüchtlingen. Ueberall ſah man nichts, als Spuren des Elendes und der Verzweiflung. Der Marquis von Salüßes unterlag dem Jammer eines gebrochnen Herzens, der ihn zu Genua ins Grab ſtürzte. Ein gleiches Schikſal traf einige vornehme Offiziers, die aus Verzweiflung ſich ſelbſt tödeten, oder in den Anfällen einer wilden Raſerei dahinſtarben. Nur der kleinſte Theil kam nach Frankreich zurük, um die Seufzer troſtloſer Witwen, und die Flüche verwaiſter Väter zu hören. Dumpfe Trauer herſchte an dem königlichen Hofe. Die Blüte des Adels war zu Grunde gegangen, das Staatsvermögen verſchwendet, die Macht des Reiches bis ins Innerſte geſchwächt. Nie war ein König ſo tief von ſeinen Hofnungen herabgeſunken, und nirgends hat die Geſchichte den Eroberern ein lehrreicheres Beiſpiel aufgeſtellt.

Die

Die Unternehmungen des großen Kapi- 1504
tains gingen nunmehro so glüklich von statten, daß er hoffen konte, das Königreich binnen vierzehn Tagen, wie er sich ausdrükte, von dem französischen Uebel, dieser damals in Italien sehr gangbaren Krankheit, zu reinigen. Spaniens Ruhm war auf den höchsten Gipfel gestiegen, und niemand glaubte iezt, daß die Ehrbegierde dieses Hofes sich mit Neapel allein begnügen werde. Den Siegern stand der Weg zu allen italiänischen Staaten offen, die entweder unter dem Druk fremder Herschaft schmachteten, oder in bürgerlichen Kriegen sich aufzehrten. Aus Florenz, aus Genua, aus Pisa und selbst aus Mailand fanden sich Abgeordnete bei Konsalvo ein, und trugen ihm die Oberherschaft an. Aber der spanische Feldherr bediente sich dieser Gelegenheit nicht, entweder weil es ihm an Gelde fehlte, oder weil es ihm mislich dünkte, die Truppen aus einem Reiche zu ziehen, das noch nicht gänzlich beruhiget war. Noch schweifte in Neapel ein französischer Hauptmann Ludwig d'Ars mit einem Teil der ihm anvertrauten Manschaft umher. Dieser kühne Offizier war der einzige, der seine Ehre unbeflekt erhielt, und in dem Vertrage zu Gäta nicht mitbegriffen seyn wolte. Nach manchen glüklich ausgeführten Streichen, und nachdem er sechs Städte noch für Frankreich gerettet hatte, muste er endlich mehr der Notwendigkeit, als dem Feinde weichen.

chen. Es kam nämlich zwischen Frankreich und Spanien zu einem dreiiährigen Waffenstillstande, wodurch ieder Teil in dem gegenwärtigen Besize gelassen, und das Verkehr zwischen beiderseitigen Untertanen allenthalben, ausgenommen in Neapel, hergestellt werden solte. Durch diese Ausname glaubte Konsalvo sich berechtiget, den wenigen Städten, welche in Neapel noch von französischen Truppen besezt waren, alle Zufuhr abzuschneiden. Ludwig d' Ars, der nunmehr nicht länger sich halten konte, hatte wenigstens die Befriedigung, mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel abzuziehen, und seine Manschaft unversehrt nach Frankreich zurük zu bringen. Die ausgehungerten Städte fielen nach und nach ohne Schwerdstreich in die Hände des Siegers.

Eine allgemeine Erschöpfung hatte iezt die Ruhe in dem grösten Teile Italiens hergestellt; aber sie war um so zweideutiger, da wegen der unordentlichen Verfaßung so vieler geteilten Staaten der Mut eines einzigen Abenteurers oft hinreichte, das ganze Land in Flammen zu sezen. Von ieher wandte hier der Geist der Kabale seine ganzen Kunstgriffe an, und führte sie nirgends mit mehrerm Glüke aus. Der Stul in Rom war damals mit einem Pabst besezt, der stolz, heftig und ehrgeizig, iede Gelegenheit zu Unruhen begierig ergriff. Von der Kühnheit eines Julius konte man alles erwarten, und von

seiner Priesterklugheit alles befürchten. Alles, was Alexander um seiner Söhne willen gethan hatte, that dieser aus Eifer für Vergrößrung der kirchlichen Gewalt. Er war in diesem Punkte noch gefärlicher, da seine Neigungen einen wichtigern, und durch den Aberglauben geheiligtern Gegenstand umfaßten.

Sogleich nach Antritt seiner Regierung machte er Anstalt, die Städte in Romagna, welche ehemals unter päbstlicher Herschaft gestanden hatten, wieder an sich zu bringen. Die meisten Pläze dieser Gegend hatten nach dem Falle des Herzogs von Valentinois ihre vorigen Herren wieder eingenommen. Ein Teil derselben war eine Beute der Venetianer geworden, die nie einen Nachbar zu Grunde gehen sahen, ohne sich mit dessen Trümmern zu bereichern. Noch drei Vestungen befanden sich in den Händen des Herzogs, ebenfalls allstündlich in Gefahr, unter Venedigs Angriffen zu erliegen. Mit lächerlicher Großmut hatte Pabst Julius diese Vestungen, als der Herzog sie ihm zur Verwarung freiwillig antrug, unter dem Vorwande anzunehmen geweigert: daß er sich selbst bei einer Gelegenheit nicht traue, die ihn reizen könne, dies Vertrauen zu misbrauchen. Jezt, da der Pabst mit seinem Gewissen genauere Rechnung hielt, da er die Vestungen von dem Herzoge zurükforderte, und dieser sie auszuliefern verweigerte, ließ er ihn gefangen sezen. Nur

die

die Furcht, daß des Herzogs Befehlshaber in Romagna aus Rache, weil man ihren Herrn zu Rom mishandle, sich den Venetianern ergeben möchten, nötigte den Pabst zu gelindern Maasregeln. Er ging endlich mit dem Herzoge einen Vertrag ein, daß derselbe zu Ostia so lange unter der Aufsicht des Kardinals Carraial bleiben solte, bis die Pläze abgeliefert wären. Um seine Freiheit zu erhalten, und den Feinden, die ihm auflauerten, zu entrinnen, gab Cäsar Borgia die lezten Edelsteine seiner eingebildeten Krone preis. Aber ein gerechtes Mistrauen gegen die Aufrichtigkeit des Pabstes ließ ihn zu eben der Zeit, als er seinen Statthaltern in Romagna die nötigen Befehle erteilt hatte, auf seine Sicherheit bedacht seyn. In der Not, die ihn preßte, pflog er heimliche Unterhandlungen mit Konsalvo, und im Vertrauen auf einen Sicherheitsbrief, den ihm dieser eigenhändig erteilte, entwich er ohne Vorbewust des Pabstes nach Neapel.

Unter so wiederholten Schlägen des Unglüks würde ein schwächerer Fürst zu Boden gesunken seyn; der Herzog von Valentinois nahm den hohen Geist, der ihn beseelte, in seine Verbannung mit. Noch als geplünderter Flüchtling verbreitete er Furcht und Entsezen um sich her. Seine Kühnheit, das Gefarvollste zu unternehmen, und die große Kunst, mit der er besser, als irgend ein anderer, sich in den Irrgängen

der italiänischen Politik herumzufinden wuste, erwarben ihm Ansehen und Freunde. Zallos verübte Grausamkeiten hätten ihm die Neigung der Städte in Romagna nicht entziehen können, die noch lange Zeit seine Ankunft erwarteten, ehe sie sich fremder Herschaft unterwarfen. Man zweifelte nicht, daß er alles wieder auf seine Seite bringen werde, sobald er dort sich an der Spize einer hinlänglichen Manschaft zeigte, die, weil er ein Soldatenfreund war, seinen Fanen häufig zuströmte. Er war von Konsalvo mit offnen Armen, und mit allen den Zusichrungen empfangen worden, die seinem Stolz und seinem Ehrgeiz schmeichelten. Die willfährige Unterstüzung, die ihm der spanische Feldherr darbot, füllte die feurige Einbildungskraft des Herzogs mit neuen Entwürfen. Schon bereitete er sich zu einem Feldzuge nach Pisa, und fand in Neapel Galeren, Manschaft, und alle Bedürfnisse, die er wünschen konte, zu seinem Gebot. Dieser plözliche Glükksschimmer, der ihm entgegenstralte, hinderte ihn, zu gleicher Zeit die Fallstrike zu sehen, die am spanischen Hofe zu seinem Verderben gelegt wurden. Längst hatte Ferdinand den unternehmenden Geist des Herzogs von Valentinois gescheuet. Er glaubte niemals Neapel ruhig besizen zu können, so lange dieser päbstliche Bastard seine großen Ansprüche auf ein Fürstenthum, oder Königreich in Italien durch-

zu-

zusezen hofte. Es war selbst zu befürchten, daß die neuen Angriffe, womit er Romagna bedrohte, und wozu er grösstenteils spanische Truppen warb, den Pabst gegen Ferdinanden in Harnisch bringen möchten. Die günstige Gelegenheit, eines so gefärlichen Feindes sich zu bemächtigen, hob daher den katholischen König über alle Bedenklichkeiten hinweg, die ihm das Ehrenwort seines ersten Feldherrn und Vicekönigs in den Weg legen konte. Schon mehrmal hatte Konsalvo die arglistige Anschläge seines Herrn mit mehr Glük als Ruhm ausgeführt. Auch diesmal ließ er sich zu den unwürdigsten Kunstgriffen herab, um den Herzog von Valentinois so lange hinzuhalten, bis der endliche Befehl vom spanischen Hofe einlangte. Eben der Mann, der so viel Verrätereien selbst begangen hatte, war iezt nicht klug genug, eine Verräterei bei andern zu ahnden. Noch am Abend vorher, ehe er abgehen wolte, unterhielt er sich lange mit Konsalvo, und nahm unter freundschaftlichen Umarmungen von ihm Abschied. Aber kaum war er aus dem Zimmer getreten, als er auf Konsalvos Befehl festgehalten wurde. Man nahm ihm den Sicherheitsbrief ab, und schafte ihn auf einer Galere, in Begleitung eines einzigen Pagen, nach Spanien. Hier saß er drei Jahre zu Medina del Campo in enger Bewachung; demohngeachtet fand er Gelegenheit, zu dem König von Navarra,

seinem Schwager zu entfliehen, wo er endlich in einer bürgerlichen Fehde das Leben verlor.

Die Bändigung eines Ungeheuers, welches Italien mit Mordthaten und Räubereien erfüllt hatte, konte allerdings eine verdienstliche Handlung seyn, wäre sie nicht durch Treulosigkeit, und durch den höchsten Grad der Verstellung zu Stande gebracht worden. Auch der Bösewicht, wenn er zumal uns nie beleidigte, hat Ansprüche auf unsere Ehrlichkeit; und die Art, wie Konsalvo zu so niedrigen Kunstgriffen sich brauchen lies, kan vor dem unparteilichen Richterstule der Gerechtigkeit, selbst durch das bewirkte algemeine Beste, schwerlich entschuldiget werden. Dieser Feldherr sah auch bald nur zu deutlich, daß die Geschmeidigkeit, mit der er sich in die Wünsche seines Herrn fügte, ihm zu keiner höhern Empfehlung gereichte; und daß ein König, der die Volstrekung so ungerechter Befehle erteilte, auch undankbar genug seyn konte, sie nicht zu belohnen.

Ferdinand hatte indessen ununterbrochen an einem Frieden mit Frankreich gearbeitet. Der mißliche Zustand seiner Heere in Neapel, die zu Unterhaltung der Soldaten fast notwendig gewordenen Bedrükungen des Volks, die Zerrüttung der öffentlichen Einkünfte forderten eine baldige Abstellung, die ohne Ruhe nicht gedacht werden konte. Aber eine lange Erfahrung, welche Ludwig von Ferdinands Falschheit

gemacht hatte, erfüllte ihn mit Ueberdrüß gegen alles, was Neapel angieng. Es war kein Friede möglich, der mit der Würde der französischen Krone, und mit dem Vertrauen bistehen konte, welches der Erzherzog Philipp auf den König Ludwig gesezt hatte. Die iüngst geschlosnen Traktaten zu Lion, vermöge deren sie selbst das Königreich im Namen ihrer Kinder regieren solten, hatten die wechselseitige Freundschaft beider Fürsten verstärkt. Alle Bemühungen des Königs Ferdinand, dies genaue Band zu trennen, wurden durch eine plözliche Verabschiedung der spanischen Gesandten am französischen Hofe vereitelt. Ludwig überlies sich iezt ganz der Vermitlung des Erzherzogs, und den glänzenden Hofnungen, die aus einer Verbindung zwischen ihm und dem teutschen Kaiser entstehen solten. Ein Herz hieng hauptsächlich an Mailand. Er mußte neue Mittel ausfindig machen, um dem Kaiser die Belehnung über ein Reichslehn abzuloken, das derselbe nie ohne Eifersucht in Frankreichs Händen erbliken konte. Durch große Aufopferungen zum Besten seiner Tochter Klaudia, der Verlobten des Herzogs Karl von Luxenburg, erreichte er das Ziel seiner Wünsche. Er sagte ihr eine Aussteuer zu, die, wenn sie erfüllt worden wäre, die Krone Frankreich ihrer schönsten Provinzen beraubt haben würde.

Diese Heurat sowohl, als Mailands Belehnung wurde durch ein besonderes zu Blois errichtetes Bündnis bestätiget. Man sezte Ferdinanden eine Frist von vier Monaten, binnen welchen ihm freistehen solte, sich den verbündeten Mächten anzuschließen, doch unter der Bedingung, daß das Königreich Neapel an den Herzog Karl abgetreten würde. Ein andrer geheimer Artikel zog den Pabst in das Interesse der vereinten Höfe, und drohte den Ausbruch eines Krieges, der gegen Venedig mit gemeinschaftlichen Waffen geführt werden solte. Aber von so vielen weitaussehenden Entwürfen gelang nur ein einziger, die mailändische Belehnung. Die Hize, womit man über Venedig herfallen wolte, erkaltete unter den langsamen Anstalten des Bundesgenossen. Die Heurat des östreichischen Karls mit der französischen Prinzeßin Klaudia fand in der Folge aus Staatsklugheit kein Gehör, und die feindlichen Verhältnisse zwischen Ludwig und Ferdinand namen mit den Veränderungen, die am Kastilischen Hofe erfolgten, eine friedlichere Richtung.

Alle gelungenen Pläne einer unbeschränkten Herschsucht, alle Triumphe über auswärtige Königreiche, und alle Hülfsquellen eines reichen unermeßlichen Weltteiles konten Ferdinanden nicht gegen den Kummer schüzen, der an seiner häuslichen Ruhe nagte. Er hatte die edelsten Stüzen der spanischen Tronfolge, zwei

hofnungsvolle Kinder in der Blüte ihrer Jahre dahinsterben sehen. Seine nächste Tochter Johanna vernichtete alle Erwartungen, die man von der künftigen Erbin eines so großen Reiches sich zu machen berechtiget glaubte. Sie war nach der Abreise ihres Gemals in offenbaren Wahnsin gefallen. Unter dem Zeichen allgemeiner Freude, welche ihre Niederkunft mit dem Infanten Ferdinand begleiteten, blieb sie allein kalt und traurig. Eine heftige Ungedult, ihrem Gemal durch Frankreich nach Flandern zu folgen, verleitete sie zu den ausschweifendsten Handlungen. Ihr Aufseher, der Bischof von Kordova, Johann Fonseca, mußte sie mit Gewalt von einer iähen Abreise zurükhalten, und die Thore des Schloßes zu Medina del Campo, wo sie sich aufhielt, verrammeln lassen. Man schikte deshalb Boten an die Königin, die selbst sich krank befand. Ein krebsartiges Geschwür, welches sie durch die häufigen Ritte nach Granada sich zugezogen hatte, drohte ihr mit langsamen Absterben. Demohngeachtet vergaß sie aller körperlicher Schmerzen, und eilte nach Medina del Campo, die geliebte Tochter zu trösten. Bis zu ihrer Ankunft hatte Johanna alle Nächte schlaflos außer dem Bette, und troz der grimmigsten Kälte, größtenteils unter freiem Himmel in dem Vorhofe des Schloßes zugebracht. Isabellens Zärtlichkeit flößte ihr mildere Gesinnungen ein, und beruhigte sie endlich

mit

mit der Erlaubniß, die sie erhielt, nach Brüßel zurükzukehren. Die eiferſüchtige Liebe zu ihrem Gemal ſtörte auch hier die häusliche Zufriedenheit, die ſie zu finden hofte. Philipp hatte das Unglük, zu eben der Zeit, als er Johannen bewilkomte, ſich in eines ihrer Mädchen, die ſie mitbrachte, zu verlieben. Die beleidigte Gattin fülte mit Tränen, mit Zank und mit Läſterungen, den Pallaſt. Sie gieng in ihrer Wut ſo weit, daß als ſie erfuhr, ihre Nebenbulerin habe Philippen mit ihren blonden Haaren beſtrikt, ſie ihr ſolche ſogleich abſchnitt, und ihr Angeſicht mit Striemen und Wunden entſtelte. Dieſe grauſame Mishandlung rächte der Liebhaber mit öffentlicher Beſchimpfung ſeiner Gattin, und mit Zerreißung aller der Bande, die ihn bisher noch an ſie gewönt hatten. Johanna war von dieſem Augenblike einſam und verachtet. Ihr mitleidenswerther Zuſtand drang der Königin Iſabelle ans Herz, und beſchleunigte die Wirkungen iener tödtlichen Krankheit, die ihrem Leben am ſechs und zwanzigſten November ein tauſend, fünf hundert und viere, ein Ende machte.

Nie wurde der Tod einer Königin ſo algemein bedauert. Iſabelle gehörte zu den wenigen Ausnamen ihres Geſchlechtes, die entfernt von aller Eitelkeit, und erhaben über alle die geringfügigen Neigungen und Launen, welche der weiblichen Gemütsart eigen ſind, nur nach

stalten, welche beide Ufer des Garillan endlich in seine Gewalt brachten; aber die Gelegenheit zu siegen war verschwunden. Häufige Regengüße schwelten den Fluß an, und verwandelten die Gegend umher in einen weiten Morast. Die rauhe Jahrszeit brach ein, und die Natur war der einzige Feind, den man zu bekämpfen hatte. Konsalvo hatte bereits die Erfahrung gemacht, daß ruhige Standhaftigkeit oft mehr, als der unbändigste Mut ausrichtet. Er hatte sein Lager verändert, und sich an einen Fleken zurükgezogen, der etwas über eine Meile von dem Fluß entfernt lag. Der Ort war einsam, nur mit wenigen Bauerhäusern und Schäferhütten bedekt. Das Land sammelte wegen seiner natürlichen Tiefe die ganze Flut des Regens auf, und gliech einem unwirtbaren Sumpf. Hier lag die spanische Manschaft, ohne Dach und Fach, ohne Erquikung, ohne Gewißheit des Ausganges, und was das schlimmste war, ohne Bezahlung. Alle sehnten sich nach einer von den glüklichen Gegenden, deren Italien so viele hat. Einige Hauptleute stelten dem großen Kapitain die Gefahren vor, denen das Heer hier ausgesezt sei, und waren der Meinung, man solle sich nach Kanua zurükziehen. Aber dieser Feldherr erwiederte mit einer edlen Standhaftigkeit: daß er lieber sogleich einen Fuß vorwärts ins Land begraben werde, als dadurch, daß er einige Ellen breit zurükwiche, sein Le-

den um hundert Jahr verlängern wolte. Gesinnungen dieser Art waren iezt mehr werth, als der Gewinn einer Schlacht. Die Franzosen konten dadurch, daß man ihnen Luft ließ, sich in kurzer Zeit erholen. Jezt unterlagen sie den Einflüzen einer Krankheit, die ihre Kräfte allmählig und unwiderbringlich aufzehrte. Zwar war der Ort, wo ihr Lager stand, etwas erhabner, und den Wasserfluten minder ausgesezt; zwar gaben die Ruinen eines alten Theaters, und die umhergebauten Häuser ihnen eine bequemere Wohnung; aber ihr Körper war nicht so abgehärtet, und konte weniger Beschwerden erdulten. Der Geiz der französischen Schazmeister, durch keinen Zaum zurükgehalten, entzog den Soldaten die gehörigen Lebensmittel. Hieraus entstanden Krankheiten, und alle die Unordnungen, welche ein schlecht verpflegtes Heer in einer solchen Lage treffen müssen. Einige italiänische Regimenter verließen von selbst den Dienst; die übrigen, von Weichlichkeit getrieben, zerstreuten sich so tief in der Gegend, daß ihr Quartierstand einen Umkreis von zehn italiänischen Meilen einnahm. Eine erzwungene Ruhe hatte bisher den Waffen Einhalt gethan; aber diese Unthätigkeit war den Franzosen so zur Gewohnheit worden, daß sie keines Feindes weiter achteten. Gleichgültig gegen alles, was um sie her vorgieng, bereiteten sie sich selbst eine Niederlage, die

der

der groſse Kapitain nicht länger aufzuſchieben beſchloß.

Das ſpaniſche Heer hatte durch die Ankunft der Urſinen, die bisher in Rom zurükgeblieben waren, eine anſehnliche Verſtärkung erhalten. Es beſtand aus neuntauſend Mann Fußvolk, aus neunhundert ſchweren, und tauſend leichten Reitern. Mit ihnen brach er unbemerkt in der Nacht des ſieben und zwanzigſten Decembers auf, und ſezte einige Meilen oberhalb der franzöſiſchen Brüke über den Garillan. Seine Annäherung verbreitete allgemeines Schreken unter dem Feinde, und riß den Marquis von Saluſſes zu einem verzagten Entſchluß fort. Ohne an Gegenwehr zu denken, gab er ſchweres Geſchüz, Zelte und Krauke preis, und zog ſich, ſo gut er konte, auf dem Wege nach Gäta zurük. Aber die Schlacht, die er ſo ängſtlich zu vermeiden ſuchte, wurde ihm bei Mola, einem Zollorte in der Nähe iener Stadt, abgenöthiget. Konſalvo verſezte ihm hier einen tödlichen Streich, der ſeine Reihen aus einander ſprengte, und dem neapolitaniſchen Kriege ein iähes Ende machte. Der Verluſt der Franzoſen war unüberſehbar. Gleich einer geiagten Heerde ſchweiften ſie unſtät umher, und fanden überall nichts als Tod, oder ſchimpfliche Gefangenſchaft. Die Bauern der umliegenden Gegenden, aus Haß gegen franzöſiſche Gewalt, oder aus natürlichem Hange zur Grauſam-

samkeit, schlugen die Hülflosen, die bei ihnen Rettung suchten, mit Aexten und Keulen tod. Selbst das Meer empörte sich zu ihrem Verderben. Peter von Medicis, seit zehn Jahren aus Florenz vertrieben, gieng mit dem schweren Geschüze zu Grunde, das er zu Wasser nach Gaëta schaffen solte. Es war eben derienige, der einst bei dem Tode seines Vaters die Unzulänglichkeit der Heilkunde an einem berühmten Arzt, Peter Leon, rächte, und ihn wegen fehlgeschlagner Wissenschaft auf die grausamste Art in einem Brunnen ersäufen ließ.

Zu Gäta, wo sich der Ueberrest des französischen Volkes hingeflüchtet hatte, war alles Furcht und Bestürzung. Diese feste Stadt, mit Lebensmitteln, mit Geld und Geschüz hinlänglich versorgt, konte einer Besazzung, die aus fünftausend streitbaren Männern bestand, keinen Mut einflößen. Der Marquis von Salüßes, welcher die ganze Zeit über Proben von Unentschlossenheit gegeben hatte, bewies eine schnelle Besinnung in diesem einzigen Punkte, daß er zur Uebergabe riet, und die Nothwendigkeit derselben mehr in der Rede eines Friedensrichters, als eines Feldherrn dem Volke kund that. Sein Rath war ein allgemeiner Wunsch. Man bedung der französischen Mannschaft freien Abzug, und wechselseitige Auslieferung der Gefangenen. Die Kapitulation wurde so eilfertig geschlossen, daß man nicht Zeit

hatte

hatte, über das Schikſal der gefangenen neapolitaniſchen Barone nachzudenken. Konſalvo verweigerte ihre Ausliefrung, und vollendete dadurch Frankreichs Schimpf, daß er ihre treuſten Bundesgenoßen als Empörer in einen unterirdiſchen Kerker werfen ließ.

So zertrümmerten die weitläuftigen Anſtalten, welche Ludwig zu Neapels Eroberung gemacht hatte, auf eine noch kläglichere Art, als unter ſeinem Vorgänger geſchehen war. Von den Heimkehrenden ſtarb ein großer Theil an Hunger oder Froſt. Die Hoſpitäler in Rom wimmelten von kranken Flüchtlingen. Ueberall ſah man nichts, als Spuren des Elendes und der Verzweiflung. Der Marquis von Salüßes unterlag dem Jammer eines gebrochnen Herzens, der ihn zu Genua ins Grab ſtürzte. Ein gleiches Schikſal traf einige vornehme Offiziers, die aus Verzweiflung ſich ſelbſt tödeten, oder in den Anfällen einer wilden Raſerei dahinſtarben. Nur der kleinſte Theil kam nach Frankreich zurük, um die Seufzer troſtloſer Witwen, und die Flüche verwaiſter Väter zu hören. Dumpfe Trauer herſchte an dem königlichen Hofe. Die Blüte des Adels war zu Grunde gegangen, das Staatsvermögen verſchwendet, die Macht des Reiches bis ins Innerſte geſchwächt. Nie war ein König ſo tief von ſeinen Hofnungen herabgeſunken, und nirgends hat die Geſchichte den Eroberern ein lehrreicheres Beiſpiel aufgeſtellt.

Die

Die Unternehmungen des großen Kapi- 1504
tains gingen nunmehro so glüklich von statten, daß er hoffen konte, das Königreich binnen vierzehn Tagen, wie er sich ausdrükte, von dem französischen Uebel, dieser damals in Italien sehr gangbaren Krankheit, zu reinigen. Spaniens Ruhm war auf den höchsten Gipfel gestiegen, und niemand glaubte iezt, daß die Ehrbegierde dieses Hofes sich mit Neapel allein begnügen werde. Den Siegern stand der Weg zu allen italiänischen Staaten offen, die entweder unter dem Druk fremder Herschaft schmachteten, oder in bürgerlichen Kriegen sich aufzehrten. Aus Florenz, aus Genua, aus Pisa und selbst aus Mailand fanden sich Abgeordnete bei Konsalvo ein, und trugen ihm die Oberherschaft an. Aber der spanische Feldherr bediente sich dieser Gelegenheit nicht, entweder weil es ihm an Gelde fehlte, oder weil es ihm mislich dünkte, die Truppen aus einem Reiche zu ziehen, das noch nicht gänzlich beruhiget war. Noch schweifte in Neapel ein französischer Hauptmann Ludwig d'Ars mit einem Teil der ihm anvertrauten Manschaft umher. Dieser kühne Offizier war der einzige, der seine Ehre unbeflekt erhielt, und in dem Vertrage zu Gäta nicht mitbegriffen seyn wolte. Nach manchen glüklich ausgeführten Streichen, und nachdem er sechs Städte noch für Frankreich gerettet hatte, muste er endlich mehr der Notwendigkeit, als dem Feinde weichen.

chen. Es kam nämlich zwischen Frankreich und Spanien zu einem dreiiährigen Waffenstillstande, wodurch ieder Teil in dem gegenwärtigen Besize gelassen, und das Verkehr zwischen beiderseitigen Untertanen allenthalben, ausgenommen in Neapel, hergestellt werden solte. Durch diese Ausname glaubte Konsalvo sich berechtiget, den wenigen Städten, welche in Neapel noch von französischen Truppen besezt waren, alle Zufuhr abzuschneiden. Ludwig d' Ars, der nunmehr nicht länger sich halten konte, hatte wenigstens die Befriedigung, mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel abzuziehen, und seine Manschaft unversehrt nach Frankreich zurük zu bringen. Die ausgehungerten Städte fielen nach und nach ohne Schwerdstreich in die Hände des Siegers.

Eine allgemeine Erschöpfung hatte iezt die Ruhe in dem grösten Teile Italiens hergestellt; aber sie war um so zweideutiger, da wegen der unordentlichen Verfaßung so vieler geteilten Staaten der Mut eines einzigen Abenteurers oft hinreichte, das ganze Land in Flammen zu sezen. Von ieher wandte hier der Geist der Kabale seine ganzen Kunstgriffe an, und führte sie nirgends mit mehrerm Glüke aus. Der Stul in Rom war damals mit einem Pabst besezt, der stolz, heftig und ehrgeizig, iede Gelegenheit zu Unruhen begierig ergriff. Von der Kühnheit eines Julius konte man alles erwarten, und von

seiner Priesterklugheit alles befürchten. Alles, was Alexander um seiner Söhne willen gethan hatte, that dieser aus Eifer für Vergrößrung der kirchlichen Gewalt. Er war in diesem Punkte noch gefärlicher, da seine Neigungen einen wichtigern, und durch den Aberglauben geheiligtern Gegenstand umfaßten.

Sogleich nach Antritt seiner Regierung machte er Anstalt, die Städte in Romagna, welche ehemals unter päbstlicher Herschaft gestanden hatten, wieder an sich zu bringen. Die meisten Pläze dieser Gegend hatten nach dem Falle des Herzogs von Valentinois ihre vorigen Herren wieder eingenommen. Ein Teil derselben war eine Beute der Venetianer geworden, die nie einen Nachbar zu Grunde gehen sahen, ohne sich mit dessen Trümmern zu bereichern. Noch drei Vestungen befanden sich in den Händen des Herzogs, ebenfalls allstündlich in Gefahr, unter Venedigs Angriffen zu erliegen. Mit lächerlicher Großmut hatte Pabst Julius diese Vestungen, als der Herzog sie ihm zur Verwarung freiwillig antrug, unter dem Vorwande anzunehmen geweigert: daß er sich selbst bei einer Gelegenheit nicht traue, die ihn reizen könne, dies Vertrauen zu misbrauchen. Jezt, da der Pabst mit seinem Gewissen genauere Rechnung hielt, da er die Vestungen von dem Herzoge zurükforderte, und dieser sie auszuliefern verweigerte, ließ er ihn gefangen sezen. Nur

die

die Furcht, daß des Herzogs Befehlshaber in Romagna aus Rache, weil man ihren Herrn zu Rom mishandle, sich den Venetianern ergeben möchten, nötigte den Pabst zu gelindern Maasregeln. Er ging endlich mit dem Herzoge einen Vertrag ein, daß derselbe zu Ostia so lange unter der Aufsicht des Kardinals Carraial bleiben solte, bis die Pläze abgeliefert wären. Um seine Freiheit zu erhalten, und den Feinden, die ihm auflauerten, zu entrinnen, gab Cäsar Borgia die lezten Edelsteine seiner eingebildeten Krone preis. Aber ein gerechtes Mistrauen gegen die Aufrichtigkeit des Pabstes ließ ihn zu eben der Zeit, als er seinen Statthaltern in Romagna die nötigen Befehle erteilt hatte, auf seine Sicherheit bedacht seyn. In der Not, die ihn preßte, pflog er heimliche Unterhandlungen mit Konsalvo, und im Vertrauen auf einen Sicherheitsbrief, den ihm dieser eigenhändig erteilte, entwich er ohne Vorbewust des Pabstes nach Neapel.

Unter so wiederholten Schlägen des Unglüks würde ein schwächerer Fürst zu Boden gesunken seyn; der Herzog von Valentinois nahm den hohen Geist, der ihn beseelte, in seine Verbannung mit. Noch als geplünderter Flüchtling verbreitete er Furcht und Entsezen um sich her. Seine Kühnheit, das Gefarvollste zu unternehmen, und die große Kunst, mit der er besser, als irgend ein anderer, sich in den Irrgängen

der italiänischen Politik herumzufinden wuste, erwarben ihm Ansehen und Freunde. Zallos verübte Grausamkeiten hätten ihm die Neigung der Städte in Romagna nicht entziehen können, die noch lange Zeit seine Ankunft erwarteten, ehe sie sich fremder Herschaft unterwarfen. Man zweifelte nicht, daß er alles wieder auf seine Seite bringen werde, sobald er dort sich an der Spize einer hinlänglichen Manschaft zeigte, die, weil er ein Soldatenfreund war, seinen Fanen häufig zuströmte. Er war von Konsalvo mit offnen Armen, und mit allen den Zusichrungen empfangen worden, die seinem Stolz und seinem Ehrgeiz schmeichelten. Die willfährige Unterstüzung, die ihm der spanische Feldherr darbot, füllte die feurige Einbildungskraft des Herzogs mit neuen Entwürfen. Schon bereitete er sich zu einem Feldzuge nach Pisa, und fand in Neapel Galeren, Manschaft, und alle Bedürfnisse, die er wünschen konte, zu seinem Gebot. Dieser plözliche Glükksschimmer, der ihm entgegenstralte, hinderte ihn, zu gleicher Zeit die Fallstrike zu sehen, die am spanischen Hofe zu seinem Verderben gelegt wurden. Längst hatte Ferdinand den unternehmenden Geist des Herzogs von Valentinois gescheuet. Er glaubte niemals Neapel ruhig besizen zu können, so lange dieser päbstliche Bastard seine großen Ansprüche auf ein Fürstenthum, oder Königreich in Italien durch-

zusezen hofte. Es war selbst zu befürchten, daß die neuen Angriffe, womit er Romagna bedrohte, und wozu er grösstenteils spanische Truppen warb, den Pabst gegen Ferdinanden in Harnisch bringen möchten. Die günstige Gelegenheit, eines so gefärlichen Feindes sich zu bemächtigen, hob daher den katholischen König über alle Bedenklichkeiten hinweg, die ihm das Ehrenwort seines ersten Feldherrn und Vicekönigs in den Weg legen konte. Schon mehrmal hatte Konsalvo die arglistige Anschläge seines Herrn mit mehr Glük als Ruhm ausgeführt. Auch diesmal ließ er sich zu den unwürdigsten Kunstgriffen herab, um den Herzog von Valentinois so lange hinzuhalten, bis der endliche Befehl vom spanischen Hofe einlangte. Eben der Mann, der so viel Verrätereien selbst begangen hatte, war iezt nicht klug genug, eine Verräterei bei andern zu ahnden. Noch am Abend vorher, ehe er abgehen wolte, unterhielt er sich lange mit Konsalvo, und nahm unter freundschaftlichen Umarmungen von ihm Abschied. Aber kaum war er aus dem Zimmer getreten, als er auf Konsalvos Befehl festgehalten wurde. Man nahm ihm den Sicherheitsbrief ab, und schafte ihn auf einer Galere, in Begleitung eines einzigen Pagen, nach Spanien. Hier saß er drei Jahre zu Medina del Campo in enger Bewachung; demohngeachtet fand er Gelegenheit, zu dem König von Navarra,

seinem Schwager zu entfliehen, wo er endlich in einer bürgerlichen Fehde das Leben verlor.

Die Bändigung eines Ungeheuers, welches Italien mit Mordthaten und Räubereien erfült hatte, konte allerdings eine verdienstliche Handlung seyn, wäre sie nicht durch Treulosigkeit, und durch den höchsten Grad der Verstellung zu Stande gebracht worden. Auch der Bösewicht, wenn er zumal uns nie beleidigte, hat Ansprüche auf unsere Ehrlichkeit; und die Art, wie Konsalvo zu so niedrigen Kunstgriffen sich brauchen lies, kan vor dem unparteilichen Richterstule der Gerechtigkeit, selbst durch das bewirkte algemeine Beste, schwerlich entschuldiget werden. Dieser Feldherr sah auch bald nur zu deutlich, daß die Geschmeidigkeit, mit der er sich in die Wünsche seines Herrn fügte, ihm zu keiner höhern Empfehlung gereichte; und daß ein König, der die Volstrekung so ungerechter Befehle erteilte, auch undankbar genug seyn konte, sie nicht zu belohnen.

Ferdinand hatte indessen ununterbrochen an einem Frieden mit Frankreich gearbeitet. Der mißliche Zustand seiner Heere in Neapel, die zu Unterhaltung der Soldaten fast notwendig gewordenen Bedrükungen des Volks, die Zerrüttung der öffentlichen Einkünfte forderten eine baldige Abstellung, die ohne Ruhe nicht gedacht werden konte. Aber eine lange Erfahrung, welche Ludwig von Ferdinands Falschheit

gemacht hatte, erfüllte ihn mit Ueberdrüß gegen alles, was Neapel angieng. Es war kein Friede möglich, der mit der Würde der französischen Krone, und mit dem Vertrauen bistehen konte, welches der Erzherzog Philipp auf den König Ludwig gesezt hatte. Die jüngst geschlosnen Traktaten zu Lion, vermöge deren sie selbst das Königreich im Namen ihrer Kinder regieren solten, hatten die wechselseitige Freundschaft beider Fürsten verstärkt. Alle Bemühungen des Königs Ferdinand, dies genaue Band zu trennen, wurden durch eine plözliche Verabschiedung der spanischen Gesandten am französischen Hofe vereitelt. Ludwig überlies sich iezt ganz der Vermitlung des Erzherzogs, und den glänzenden Hofnungen, die aus einer Verbindung zwischen ihm und dem teutschen Kaiser entstehen solten. Sein Herz hieng hauptsächlich an Mailand. Er mußte neue Mittel ausfindig machen, um dem Kaiser die Belehnung über ein Reichslehn abzuloken, das derselbe nie ohne Eifersucht in Frankreichs Händen erbliken konte. Durch große Aufopferungen zum Besten seiner Tochter Klaudia, der Verlobten des Herzogs Karl von Luxenburg, erreichte er das Ziel seiner Wünsche. Er sagte ihr eine Aussteuer zu, die, wenn sie erfüllt worden wäre, die Krone Frankreich ihrer schönsten Provinzen beraubt haben würde.

Diese Heurat sowohl, als Mailands Belehnung wurde durch ein besonderes zu Blois errichtetes Bündnis bestätiget. Man sezte Ferdinanden eine Frist von vier Monaten, binnen welchen ihm freistehen solte, sich den verbündeten Mächten anzuschließen, doch unter der Bedingung, daß das Königreich Neapel an den Herzog Karl abgetreten würde. Ein andrer geheimer Artikel zog den Pabst in das Interesse der vereinten Höfe, und drohte den Ausbruch eines Krieges, der gegen Venedig mit gemeinschaftlichen Waffen geführt werden solte. Aber von so vielen weitaussehenden Entwürfen gelang nur ein einziger, die mailändische Belehnung. Die Hize, womit man über Venedig herfallen wolte, erkaltete unter den langsamen Anstalten des Bundesgenossen. Die Heurat des östreichischen Karls mit der französischen Prinzeßin Klaudia fand in der Folge aus Staatsklugheit kein Gehör, und die feindlichen Verhältnisse zwischen Ludwig und Ferdinand namen mit den Veränderungen, die am Kastilischen Hofe erfolgten, eine friedlichere Richtung.

Alle gelungenen Pläne einer unbeschränkten Herschsucht, alle Triumphe über auswärtige Königreiche, und alle Hülfsquellen eines reichen unermeßlichen Weltteiles konten Ferdinanden nicht gegen den Kummer schüzen, der an seiner häuslichen Ruhe nagte. Er hatte die edelsten Stüzen der spanischen Tronfolge, zwei

hofnungsvolle Kinder in der Blüte ihrer Jahre dahinsterben sehen. Seine nächste Tochter Johanna vernichtete alle Erwartungen, die man von der künftigen Erbin eines so großen Reiches sich zu machen berechtiget glaubte. Sie war nach der Abreise ihres Gemals in offenbaren Wahnsin gefallen. Unter dem Zeichen allgemeiner Freude, welche ihre Niederkunft mit dem Infanten Ferdinand begleiteten, blieb sie allein kalt und traurig. Eine heftige Ungedult, ihrem Gemal durch Frankreich nach Flandern zu folgen, verleitete sie zu den ausschweifendsten Handlungen. Ihr Aufseher, der Bischof von Kordova, Johann Fonseca, mußte sie mit Gewalt von einer iähen Abreise zurükhalten, und die Thore des Schloßes zu Medina del Campo, wo sie sich aufhielt, verrammeln lassen. Man schikte deshalb Boten an die Königin, die selbst sich krank befand. Ein krebsartiges Geschwür, welches sie durch die häufigen Ritte nach Granada sich zugezogen hatte, drohte ihr mit langsamen Absterben. Demohngeachtet vergaß sie aller körperlicher Schmerzen, und eilte nach Medina del Campo, die geliebte Tochter zu trösten. Bis zu ihrer Ankunft hatte Johanna alle Nächte schlaflos außer dem Bette, und troz der grimmigsten Kälte, größtenteils unter freiem Himmel in dem Vorhofe des Schloßes zugebracht. Isabellens Zärtlichkeit flößte ihr mildere Gesinnungen ein, und beruhigte sie endlich

mit der Erlaubniß, die sie erhielt, nach Brüssel zurükzukehren. Die eifersüchtige Liebe zu ihrem Gemal störte auch hier die häusliche Zufriedenheit, die sie zu finden hofte. Philipp hatte das Unglük, zu eben der Zeit, als er Johannen bewilkomte, sich in eines ihrer Mädchen, die sie mitbrachte, zu verlieben. Die beleidigte Gattin fülte mit Tränen, mit Zank und mit Lästerungen, den Pallast. Sie gieng in ihrer Wut so weit, daß als sie erfuhr, ihre Nebenbulerin habe Philippen mit ihren blonden Haaren bestrikt, sie ihr solche sogleich abschnitt, und ihr Angesicht mit Striemen und Wunden entstelte. Diese grausame Mishandlung rächte der Liebhaber mit öffentlicher Beschimpfung seiner Gattin, und mit Zerreißung aller der Bande, die ihn bisher noch an sie gewönt hatten. Johanna war von diesem Augenblike einsam und verachtet. Ihr mitleidenswerther Zustand drang der Königin Isabelle ans Herz, und beschleunigte die Wirkungen iener tödtlichen Krankheit, die ihrem Leben am sechs und zwanzigsten November ein tausend, fünf hundert und viere, ein Ende machte.

Nie wurde der Tod einer Königin so algemein bedauert. Isabelle gehörte zu den wenigen Ausnamen ihres Geschlechtes, die entfernt von aller Eitelkeit, und erhaben über alle die geringfügigen Neigungen und Launen, welche der weiblichen Gemütsart eigen sind, nur nach

männlichen Grundsäzen denken und handeln. Sie war die Seele ihrer Regierung, und warf selbst dadurch einen Schatten auf ihren Gemal, daß man, auf dem weitläuftigen Schauplaze seiner Unternehmungen, sie allemal gleichsam im Hintergrunde erblikte. Die Franzosen nanten ihn daher spottweise Jean Gipon, ein Beiname, welcher auf eine lächerliche Art das Ansehen ausdrükt, das seine Gemalin über ihn behauptete. *) Ihre Wachsamkeit bändigte die Unruhen, die vormals in Kastilien tobten; ihre Sorgfalt stelte die Gerechtigkeitspflege her, und ihr grosmütiger Einfluß milderte die wilkührlichen Anordnungen, die Ferdinand zur Vergrößerung der monarchischen Gewalt sich so oft erlaubte. In ihrem häuslichen Leben beobachtete sie Einfachheit und Mäßigkeit, ob sie gleich bei gewissen öffentlichen Angelegenheiten Pracht und Verschwendung bis zum Uebermaas liebte. Die Töchter mehrerer Vornehmen wurden an ihrem Hofe erzogen. Sie stattete die Erwachsenen nach und nach aus, vorzüglich wenn sie keusch und sittsam gelebt hatten. Diese leztere Tugend ge-

*) Er zog gleichsam ihre Jupe, ihren Unterrok an, indem sie die Hosen trug. Diesen Beiname giebt ihm Bellay in seinen memoires sur l'année 1517 ingleichen Charles de Moulin Traité de la monarchie des Francois No. 153. vid. Brantome œuvres Tom. 4.

gehörte zu den Eigenschaften, die in ihren Augen als sehr verdienstlich galten, und deren sie sich ihr ganzes Leben durch befleißigte. Sorgfältig entfernte sie daher alle Maitreßen, zu denen ihr Gemal mehr Neigung spüren lies, als sie wünschte. Selbst bei der lezten Oelung bemerkte man, daß sie sich ängstlich hütete, ihren nakten Fuß iemanden berühren zu lassen. Uebrigens war sie edelmütig, herablassend und beschüzte die Wissenschaften. Sie drükte sich schön in ihrer Muttersprache aus, und lernte noch in ihren späten Jahren, mitten unter drükkenden Geschäften, so viel Latein, daß sie die römischen Schriftsteller verstehen konte. Schade! daß eine so volkommene Prinzeßin sich durch misverstandenen Religionseifer leiten lies, und daß gerade die einzige Tugend, welche ihren unmittelbaren göttlichen Ursprung bewährt, in der Karakterschilderung dieser Fürstin den einzigen Stof des Tadels darbieten muß!

Isabelle hatte ein Testament hinterlassen, dessen Inhalt hauptsächlich dahin zwekte, ihren Gemal und das Reich unabhängig von den Launen eines Schwiegersohnes zu erhalten, der ihr wegen seines Leichtsinnes, und seines üblen Betragens gegen Johannen verhaßt geworden war. In Rücksicht der kränklichen Beschaffenheit ihrer Tochter verordnete sie daher, daß wenn bei ihrem Absterben die Prinzeßin nicht gegenwärtig wäre, oder sich auf einige Zeit entfer-

fernen müßte, oder der Regierung sich weder unterziehen könte, noch wolte; daß in diesen Fällen König Ferdinand die Regentschaft so lange übernehmen solte, bis der Infant Karl, des Erzherzogs Erstgeborner, das gesezmäßige Regierungsalter von zwanzig Jahren erreicht hätte. Sie überlies ebenfals Ferdinanden auf Lebenszeit die Verwaltung der Grosmeisterschaften von den drei geistlichen Ritterorden in Spanien, deren eine einzige schon, die Grosmeisterschaft von St. Jakob, ihren Vorsteher zu ungewönlicher Macht erhob, und bestimmte ihm, nebst einem Jahrgehalte von fünf und zwanzig tausend Dukaten, zugleich die Hälfte aller Einkünfte aus der neuen Welt. Um iedoch ihre rechtmäßigen Nachkommen sicher zu stellen, nam Isabelle ihren Gemal, ehe sie eine so große Gewalt in seine Hände niederlegte, einen Eid ab, daß er nicht zu einer zweiten Ehe schreiten wolte. Aber diese gute Prinzeßin argwohnte nicht, was Ferdinand zu thun im Stande war, wenn der Ehrgeiz mit seinen Pflichten in Streit kam, oder sie hatte Philipps zeitherige Sorglosigkeit zu falsch ausgelegt, um ihm das Feuer und die Störrigkeit zuzutrauen, mit der er seine Rechte zu behaupten suchen würde.

An dem nämlichen Tage noch, da die Königin gestorben war, lies Ferdinand die Wappen der Krone für seine Tochter und ihren Gemal aufhängen, und legte feierlich den Titel

ei-

eines Königs von Kastilien ab. Aber er trat zugleich die Regentschaft an, die ihn in dem vollkommnen Besiz der bisherigen Gewalt lies, und seinen Schwiegersohn von allen Vorrechten der Maiestät ausschloß. Die Verändrung ging so schnell vor sich, und die Farbe, die er seinem Vorhaben gab, war so blendend, daß die Stände zu Toro ihn in dieser Würde bestätigten, und Johannens Gemütszustand als einen Grund ihrer immerwährenden Unmündigkeit anerkanten. Demohngeachtet konte dies nicht geschehen, ohne daß mehrere Granden vom Misvergnügen gereizt wurden, und sich gegen eine Anmaßung erklärten, aus welcher der Karakter der Herschsucht so sichtbar hervorblikte. Es vertrug sich weder mit dem Nationalstolz, noch mit dem Eigennuz der Kastilier, ihr Reich, das sie als das älteste, und als den Quell aller Macht und Größe in Spanien betrachteten, von einem arragonischen König regiert zu sehen. Sie waren weder durch die Bande des Vaterlandes, noch der Neigung, noch der Dankbarkeit, an einen Fürsten gefeßelt, der ihnen wegen seiner zurükhaltenden Gemütsart, während einer dreißigiährigen Regierung immerfort fremd blieb. Die Gränzen, die er ihrer Macht gestekt, die Güter, die er ihnen, als der Krone gehörig, entzogen, die Sparsamkeit, die er in alle Teile der Staatswirtschaft eingeführt hatte, konten ihn bei Granden empfehlen, die

ehmals

ehmals Ansehen und Reichtum mit ihren Königen zu teilen gewohnt waren. Der Verdruß des Alters hatte die Strenge seiner Sitten, und den Widerwillen der Kastilier gemehrt. Sie wolten lieber unter dem iungen freundlichen Philipp stehen, als unter dem alten mürrischen ökonomischen Katalonier, wie sie sich ausdrükten, und betrachteten den Augenblik, wo er die Zügel der Regierung niederlegen würde, als die Wiedergeburt ihrer Freiheit, und ihres Wohllebens.

1505. Eine gleiche Bewegung, wie unter dem kastilischen Adel, war bei der Nachricht von Isabellens Tode, und Ferdinands Regentschaft an dem niederländischen Hofe entstanden. Philipp besas nicht Geschmeidigkeit genug, sich unter die herschsüchtigen Grundsäze eines Schwiegervaters zu beugen, der ihn seiner natürlichen Rechte als Gemal zu berauben, und unter immerwährender Vormundschaft zu halten dachte. Er hatte Grund zu vermuten, daß es nicht allzuredlich mit dem Testament der Königin hergegangen sei, die bei ihren Lebzeiten so eifersüchtig auf ihre königlichen Vorrechte gehalten, und noch in den lezten Tagen ihren Erben so dringend angelegen hatte, nach Kastilien zu kommen.

Sein Unwille und sein Stolz wurde durch den niederländischen Adel angefeuert, der in Kastilien große Reichtümer zu sammeln, und wich-

tige Stellen zu erhalten hofte. Den heftigsten Sturm aber erregte Don Juan Emanuel, ein vornehmer Kastilianer, der lange Zeit die Stelle eines spanischen Gesandten bei dem Kaiser Maximilian verwaltet, und nach und nach sich in Philipps Vertrauen einzuschmeicheln gewußt hatte. In dem unansehnlichsten Körper verbarg er einen lebhaften Geist, der gleich leicht zur höchsten Thätigkeit der Geschäfte sich hinaufstimmte, und zur tiefsten Geschmeidigkeit der Hofränke sich herablies. Voll Gefühl innerer Wichtigkeit hatte er bisher mit Schmerz sich von Ferdinanden vernachläßiget, und der Belohnungen beraubt gesehen, auf die er durch lange Dienstjahre ein Recht erworben zu haben glaubte. Die Verändrung der Kastilischen Regierung bereitete ihm eine glänzende Rolle, und verschafte ihm zugleich die süße Genugthuung, dem König, der ihn absichtlich verkant hatte, die ganze Kraft seiner Talente empfinden zu lassen.

Sogleich nach Isabellens Tode war Emanuel nach Brüßel gegangen, und hatte sich der Staatsgeschäfte, so wie der unumschränkten Gunst des jungen Königs bemächtiget. Unbestechlich gegen die anlokenden Versprechungen, mit denen ihn Ferdinand zu kirren suchte, hintertrieb er alle Vorschläge, welche auf einen gütlichen Vergleich über Kastiliens Regierung abzwekten. Man schikte Gesandten nach Spa-

nien,

nien, welche darauf dringen muſten, daß Ferdinand die angemaßte Regentſchaft niederlegen, und ſich in ſein arragoniſches Erbreich begeben ſolte. Zu gleicher Zeit bewürkte Philipp auf einer Zuſammenkunft mit dem Kaiſer Max zu Hagenau die Beſtätigung des iüngſt zu Blois geſchloßnen Bündnißes. Er bediente ſich aller Gewalt, die ein Sohn über das Herz ſeines Vaters hat, um den noch immer unentſchloßnen Maximilian endlich zu Mailands Belehnung zu vermögen, und ſchmeichelte ſich dadurch, die Freundſchaft des Königs von Frankreich unverbrüchlich an ſein Intereße geknüpft zu haben. Dieſer gehäßige Bund ſezte noch andre fürchterlichere Triebfedern in Bewegung. Selbſt in Neapel wurden Unterhandlungen mit dem großen Kapitain angeſponnen, welche Ferdinanden zu einer Zeit, wo mehr als eine Krone auf ſeinem Haupte wankte, noch das Reich, auf welches er die gröſte Klugheit ſeines Lebens verſchwendet hatte, und das er iezt eben erſt unwiderruflich gewonnen zu haben glaubte, zu entreißen drohten.

Nie hatte ein Monarch der Geiſtesgegenwart und des Glüks mehr nöthig, um alle die Stürme, die vereint wider ihn losbrachen, abzuwenden. Aber es ſchien, als wenn beide ihn gerade damals verlaſſen hätten, als er ihrer am meiſten bedurfte. Ungewönliche Spuren der Kleinmütigkeit verrieten die Preßung

seiner Seele. Kaum konte der kräftige Zuspruch des Ximenes ihn aufrichten, dieses einzigen Mannes, der iezt für den König dachte, und in allen Widerwärtigkeiten, die ihn trafen, eine männliche Standhaftigkeit zeigte. Selbst die gewönliche Listen, wodurch Ferdinand sonst so viel ausrichtete, scheiterten an einem Gegner, der, wie Emanuel, aus des Königs Schule gegangen war, um iezt seinen Meister zu übertreffen. Ein wichtiger Plan hauptsächlich, mit gröster Kunst angelegt, und mit sorgfältiger Heimlichkeit verschwiegen, mislang dem König, und erschütterte den Grund, auf den er seine künftige Erhaltung zu bauen hofte.

Ferdinand hatte nehmlich, da er mit Isabellens Testament nicht durchdringen konte, andre Waffen gegen Philippen geschmiedet, und hinter dessen Rüken mit der Tochter auszumachen gesucht, was er mit dem Gemal nicht zu Stande bringen konte. Der offenbare Widerspruch, daß Johanna von den Ständen wegen ihrer Gemütskrankheit für unfähig der Regierung anerkant worden war, und daß doch eben diese Johanna die Person des Regenten gültig bestimmen solte, kümmerte ihn wenig, wenn er nur hierdurch seine Absichten erreichte. Ein gewißer Lope de Conchilles, dem Ferdinand seine geheimsten Angelegenheiten mitteilte, war deshalb an Philipps Hof gesandt worden. Dieser geschikte Unterhändler richtete seinen Auf-

trag

trag nach Wunsch aus, und lokte Johannen ein Schreiben ab, worin sie ihrem Vater das Heft der Regierung förmlich übergab, und alles, was er auch wider Willen ihres Gemals thun würde, im voraus genehmigte. Froh genug, eine so wichtige Urkunde errungen zu haben, gab Conchillos das Schreiben einem Arragonier, Ferreyra, der in Johannens Diensten stand, zu schleunigster Bestellung. Aber eben der Mann, den Vaterland und empfangene Wohlthaten zur heiligsten Treue verpflichteten, belohnte das Vertrauen, das man in ihn sezte, durch Verrat. Aus Furcht der Entdekung, oder um eine glänzende Gunstbezeugung zu erhalten, lieferte er den Brief in Philipps Hände, und fachte den Grol, der ohnedies in der Seele dieses Fürsten brante, nunmehr zur unerbittlichen Rachgier auf. Alle Schonung, welche man bisher der wahnsinnigen Johanna aus Mitleid, alle Achtung, welche man ihrem Vater aus Staatsklugheit hatte widerfahren lassen, wurden im Augenblike der ersten Aufwallung bei Seite gesezt. Voll Zorn lies Philipp den spanischen Gesandten Conchillos, wie einen Missethäter, ergreifen, und in den finstersten Kerker werfen. Die Bedienten, welche Johanna mit aus ihrem Vaterlande gebracht, und an die sie durch langen Umgang sich gewöhnt hatte, wurden, bis auf einige wenige, verabschiedet. Auch von diesen durfte keiner den Pallast der

Kö=

Königin, selbst wenn sie ihn rufen ließ, betreten. Ihr Vorzimmer wurde mit Wache besezt, und selbst der einzige Kapellan, den man ihr zum Meßlesen erlaubte, muste nach geendigtem Gottesdienste sogleich, ohne ein Wort weiter zu reden, sich hinwegbegeben.

Ferdinand empfand diese Demütigung desto stärker, ie niedriger das Mittel war, das er ergriffen hatte, und ie mehr hierdurch die geheimsten Regungen seiner Seele vor den Augen der Welt entlarvt wurden. Mit dem Ausbruche der Feindseligkeiten in Flandern wagten zugleich die Kastilier öffentlich hervorzutreten, und eine trozigere Sprache zu führen. Schon retteten sich hin und wieder die Granden zusammen, schon versuchten sie an manchen Orten das Volk aufzuwiegeln, oder eine königliche Stadt zu überfallen. Eben der Monarch, für den noch kurz vorher sich alles beugte, fand iezt überall nichts, als Kälte, oder stumme Zurükhaltung. Täglich war das Haus der niederländischen Gesandten mit dem vornehmsten Adel angefüllt, indessen nur wenige Personen zu dem Hofstaat des Königs sich einfanden, und sein ganzes Gefolge sich nicht über einige Blutsfreunde und Vertraute erstrekte. Nirgends fand Ferdinand eine freundschaftliche Macht, an die er sich anlehnen konte, und selbst von den Venetianern, denen er immer viel Achtung bezeigt hatte, und iezt sein Bündnis auf das dringend-

ste antrug, muste er mit glatter Höflichkeit sich zurükgewiesen sehen.

In dieser Verwirrung, wo gewöhnliche Mittel nicht hinreichten, verstieg sich Ferdinand zu ausschweifenden, mit der Würde seiner bisherigen Regierung streitenden Entwürfen. Der glühendste Ehrgeiz würde es nicht entschuldigen, daß dieser König im Ablaufe seines thatenvollen Lebens noch die Natur verläugnete, und, um das Ruder des Staates mit zitternder Hand zu halten, eine blühende iunge Nachkommenschaft ihrer Rechte zur Kastilischen Krone berauben wolte; aber die Art, wie er dies auszuführen dachte, übertraf noch weit die Ungerechtigkeit des Vorsazes selbst. Er hatte die eiserne Stirn, Bertrandillen zur Ehe zu fordern, und eben die Geburtsrechte, die er ehmals durch den blutigsten Krieg abgeurtelt hatte, und deren Unächtheit allein seine und Isabellens bisherige Regierung von der Beschuldigung einer grausamen Usurpation frei sprach, auf das feierlichste anzuerkennen. Der gesunde Verstand des Königs von Portugall rettete Ferdinanden diesmal von einem Schimpf, der ihn in den Augen der ganzen Welt verächtlich gemacht haben würde. Ohngeachtet einiger Städte, die man ihm anbot, verweigerte er seine Einwilligung zu dieser unnatürlichen Heurat, und Johanna selbst war der Welt bisher in ihrem Kloster zu sehr abgestorben, um in dem verführerischen Glanze

einer

einer Königskrone zu neuen Unruhen und Mühseligkeiten wieder aufleben zu wollen.

Die abschläglige Antwort, welche Ferdinand in Portugall erhielt, trug nichts bei, die Härte seiner Gesinnungen zu mildern. Entschloßen, das Uebel an der Quelle zu heben, schikt' er einen verschlagnen Mönch nach Frankreich, und ließ Germaine de Foix, eine Tochter des Vicomte von Narbonne, und der Marie von Orleans, Schwester des Königs von Frankreich, zur Gemalin begehren. Ludwig hatte seine bisher mit Philippen eingegangenen Verbindungen auf augenblikliche Vorteile berechnet, die unter der Prüfung einer scharfern Politik verschwanden. Die plözlich anwachsende Macht des Hauses Oestreich hatte ihn geschrekt; ein unglüklicher Krieg in Neapel hatte ihn entkräftet. Begierig ergriff er daher einen Antrag, der nicht nur seine Eifersucht beruhigen, sondern ihm auch einen unvermutet günstigen Frieden mit Spanien verschaffen konnte. Er sah den ohnlängst noch von Siegen und Hofnungen trunkenen Ferdinand, in der dringendsten Verlegenheit seines Lebens, zwischen zwei entgegengesezten Wünschen schwanken, die durch keine Klugheit sich vereinigen ließen, zwischen Vergrößrung des Kastilischen Staates, und der Befriedigung seiner Herschsucht. Die lezte re behielt die Oberhand. Um das Bündnis seines Schwiegersohnes mit Frankreich zu trennen, gab

Ferdinand den einzigen Gegenstand seiner vielj̈ährigen Regentensorgen, und die hauptsächliche Stüze seines Ruhmes, die Vereinigung der spanischen Lande unter einem Oberhaupte Preis. Geduldig beugt' er sich unter die sklavischen Geseze, die ihm Ludwig auflegte, und erhielt Neapel mehr in Gestalt eines französischen Lehnes, als eines Reiches, das er mit den Waffen erobert hatte. Ludwig trat seinen Anteil an Germaine de Foix unter der Bedingung ab, daß, wenn sie ohne Kinder stürbe, das ganze Land an die französische Krone zurükfallen solte. Ferdinand versprach eine Summe von fünf hundert tausend Dukaten an den König von Frankreich als Entschädigung wegen der Kriegskosten zu bezahlen, und die Partei des Hauses Aniou in ihre verlohrne Güter wieder einzusezen. Dies einzige Mittel, wodurch Ludwig sein den neapolitanischen Baronen verpfändetes Ehrenwort wieder einzulösen vermochte, überschüttete Ferdinanden mit Schmach und Vorwürfen. Er sah sich genötiget, denienigen, die ihm am treusten gedient hatten, den gerechten Lohn ihrer Tapferkeit, die geschenkten neapolitanischen Güter zu entziehen. Das höchste Glük seiner Waffen hatte nichts anders, als die Verherrlichung seiner Feinde bewürkt. Der schönste Teil des Reiches kehrte in die Hände derienigen Baronen zurük, die unter den vorigen Königen schon durch öftere Empörungen bewiesen hatten,

ten, daß keine Wohlthat sie feßeln könne, und die zu ieder Zeit bereit waren, für ihren französischen Beschüzer die Waffen zu ergreifen.

Wenn Ferdinand diesen Frieden theuer genug erkaufte, so hatte er dagegen einen Vorsprung vor Philippen gewonnen, der ihn mit neuer Kraft und Thätigkeit erfüllte. Er versuchte iezt nachdrüklich, die Abreise desselben nach Kastilien zu hintertreiben. Die flandrischen Gränzen wurden mit einem französischen Einfall bedroht, die Herzoge von Geldern und Lotringen zum Aufstande gereizt. Ferdinand selbst traf Vertheidigungsanstalten, und erklärte endlich, daß er sich der Ankunft seines Schwiegersohnes mit Gewalt widersezen werde. Diese unerwarteten Vorfälle verrükten Emanuels trozige Maasregeln, und überzeugten ihn, daß, wenn Philipp sich nicht in die gegenwärtigen Umstände fügte, ihre Abreise gestört, und bei fernerer Widerspenstigkeit selbst die Erbfolge bestritten werden könne. Er bediente sich daher eben der Vorstellung, die dem spanischen Hofe so geläufig war, und erteilte den niederländischen Gesandten Auftrag, die Bereitwilligkeit ihres Herrn zu einem Vergleich darzubieten, welcher die Mishelligkeiten endigen, und das gute Vernehmen zwischen ihm und seinem Schwiegervater herstellen könte. Dieser gelinde Ton überraschte Ferdinands Vertrauen um so mehr, weil er unerwartet war,

und weil' er so ganz den Begriffen widersprach, die er sich von der unbesonnenen Hize des iungen Königs, und von der halsstärrigen Kühnheit seines Rathgebers Emanuel gemacht hatte. Eben der Fürst, der keinen Vertrag ehrte, legte fremden Versprechungen ein solches Gewicht bei, daß er iezt den fortdauernden Besiz so vieler Königreiche von einem einzigen Federstrich erwartete. Begierig schloß er mit Philippen den Traktat zu Salamanca *), vermöge dessen Kastilien im Namen Ferdinands, Philipps und der Königin Johanna gemeinschaftlich regieret werden solte. Beide Fürsten vereinigten sich, die Landeseinkünfte, nach Abzug der Staatsausgaben unter einander in zwei gleiche Hälften zu teilen. Auch die Vergebung der öffentlichen Aemter solte zwischen ihnen wechseln, und Ferdinand auf diese Art, als rechtmäßiger König von Kastilien, mit größerer Gewalt bekleidet werden, als er ie bei Lebzeiten seiner ersten Gemalin verlangen durfte.

Philipp beruhigte sich über diesen ihm so nachteiligen Vergleich mit dem Trost, daß er solchen nicht länger zu halten brauche, als bis er nach Kastilien gekommen war. In sehr unterwerfenden Ausdrüken sucht' er indessen seinem Schwiegervater die Zweifel zu benehmen, die gegen seine Aufrichtigkeit entstehen konten.

Ema-

*) Am 24. November.

Emanuel selbst führte die Sprache eines heißen Patrioten, und rühmte sich unverstellter Redlichkeit, als der einzigen Triebfeder seiner bisherigen Handlungen. Die Freimütigkeit, mit der er Ferdinanden antwortete, enthielt zugleich alle die Vorwürfe, die man dem katholischen König so oft mit Recht machen konte. Er fürchte sehr, sagt' er, Ihro Maiestät möchten ihn in dieser Welt mit nichts, als mit Wünschen für sein Wohlbefinden in der künftigen belohnen; doch dies verlange er nicht. Denn wenn er auch oft gehört hätte und wüste: daß einige Fürsten ihre Vertrauten eben dann, wann sie ihnen am eifrigsten dienten, in die Hölle beförderten; so habe er doch nie gehört, daß irgend ein Fürst seine Diener selig machen könte, wenn er auch so sehr der Allerchristlichste wäre, als der König von Frankreich *).

Die Furcht, daß der gegenwärtige Ver- 505.
gleich einen widrigen Eindruk in Kastilien hervorbringen möchte, nötigte Philippen, sich seinen Anhängern sobald als möglich, persönlich zu zeigen. Er wartete daher nicht den bevorstehenden Frühling ab, sondern schifte sich und seine Gemalin, in Begleitung einer ansehnlichen Heeresmacht, mitten im Monat Januar zu Middelburg ein. Die Reise ging nicht so glüklich von Statten, als er wohl wünschte.

Ein

*) Zurita Tom. VI. lib. 6. c. 23.

Ein heftiger Sturm, der unterwegens entstand, zerstreute den grösten Teil seiner Flotte, und zwang ihn, in einem englischen Hafen zu Weymouth Zuflucht zu suchen. Die Landung dieses Fürsten wurde kaum am englischen Hofe bekant, als ihn König Heinrich der Siebente auf das freundschaftlichste bewillkommen, und sich selbst zu einem Besuch anmelden ließ. Philipp, welcher sah, daß er der Unterredung mit einem so zweideutigen Freund nicht ausweichen konte, begab sich sogleich nach Windsor. Hier wurde er mit außerordentlichen Festlichkeiten empfangen, und mit Ehrenbezeugungen überschüttet. Der König von England erschöpfte den ganzen Vorrat von Hoflustbarkeiten, um seinen Gast auf das angenehmste zu unterhalten. Aber am Ende zeigte sich, daß er die Zeche sehr theuer bezalen muste. Edmund de la Pole, Carl von Suffolk, ein naher Verwandter des Königs Eduard des Vierten aus dem Hause York, und ein Feind der gegenwärtigen Regierung, war in die Niederlande geflohen, wo ihm Philipp Schuz angedeihen ließ. Heinrich verlangte dessen Ausliefrung in einem Ton, der deutlich zeigte, wie wenig seine Staatsklugheit den Gründen der Edelmut nachgeben werde. Auf Philipps Einwurf, daß dies ihnen beiden Schande bringen, und man glauben müße, Heinrich habe ihn, als Gefangenen behandelt, erwiederte der König: So ist die

Sache beendiget, denn ich nehme die Schande auf mich, und Ihre Ehre ist gerettet. Philipp muste seine Freiheit iezt mit Aufopfrung der zartesten Gefühle von Ehrliebe und Menschlichkeit erkaufen. Suffolk wurde verräterischerweise nach England gelokt, und das einzige, was Philipps Vorbitte bewürkte, war, ihm ein Leben zu fristen, das er späterhin unter Heinrichs Nachfolger verlohr.

Nach einem dreimonatlichen Aufenthalte in England, den Heinrich, wie man glaubte, auf Ferdinands Anstiften verzögert hatte, sezte Philipp seine Reise nach Kastilien fort. Ferdinand war ihm an die Küste von Biscaia entgegen gereist; aber Philipp, der um die Gemüter des Volkes zu prüfen, in so weiter Entfernung als möglich von seinem Schwiegervater landen wollte, lief in den Hafen von Corunna in Galizien am acht und zwanzigsten April ein.

Die Ankunft des neuen Königs löste auf einmal die Ketten des Gehorsams, unter denen Kastilien bisher noch Ferdinands Hoheit anerkannt hatte. Von ihren entferntesten Gütern strömten die Granden zu Philipps Empfange herbei, und boten ihm ihre Dienste an. Trunken von dem unerwarteten Beifall des Volks, ließ er iezt den Regungen der Herschbegierde, die ihn entzündet, und den Aufwallungen der Rache gegen seinen Schwiegervater freien Lauf.

Mit

Mit verächtlichem Stolze wies er die Edelleute, die Ferdinand ihm zur Bedienung gesandt hatte, von seinem Hofe zurük, und würdigte den Brief des Königs keiner Durchlesung Die täglich wachsende Zahl seiner Anhänger befestigte den Entschluß, den er gefaßt hatte, den Traktat von Salamanka nicht zu halten. Er gab dies öffentlich zu erkennen, indem er iede persönliche Zusammenkunft mit Ferdinanden ablehnte, und ihm sogar den einzigen Trost, seine lang' entbehrte, unglükliche Tochter zu sehen, standhaft verweigerte.

Ein edler Mann in Ferdinands Lage würde der Notwendigkeit gewichen, und über Anfälle, die sich nicht ändern ließen, wenigstens ehrenvoll gesiegt haben. Aber die bittersten Kränkungen wurden demütigend für einen König, der als Beherscher eigner Reiche, alle Kunstgriffe eines Sachwalters, und alle Beflißenheit eines Klienten anwandte, um den erborgten Anteil an einer fremden Krone zu retten. Vergebens sucht' er seinen Hauptgegner, Emanuel, durch lokende Versprechungen zu besänftigen. Dieser ehmalige Diener stieß die Wohlthaten, die ihm angeboten wurden, mit dem empfindlichsten Hohn von sich. Er versicherte Ferdinanden, daß bei einer Unterredung mit Philippen, weder eine Zusammenkunft auf gleichem Fuß, noch auch ein Gespräch von Staatssachen statt finden könne; daß er noch weniger

hoffen

hoffen dürfe, durch seine Tochter etwas auszurichten, indem man Mittel finden werde, dies zu verhindern.

Eine so untröstliche Antwort war nicht hinreichend, Ferdinands Begierden zu mäßigen, oder seine Hofnungen niederzuschlagen. Er versuchte einen neuen Weg, sowohl auf die Gesinnungen seines Schwiegersohnes, als der Kastilischen Granden zu würken. An ienen schikte er den Erzbischof von Toledo, der vermöge seiner Würde nachdrüklicher sprechen, und durch seine Beredsamkeit gründlicher überzeugen konte; an diese ließ er ein Schreiben ergehen, worin er das Mitleiden des Volks für ihre rechtmäßige Königin zu erweken strebte, und die Waffen des Vaterlandes zu ihrer Befreiung aufforderte. Aber die Gährung hatte schon zu weit um sich gegriffen, und Philipps Anhang war zu mächtig emporgewachsen, als daß irgend ein Unterthan ihm den Gehorsam versagt hätte. Weit entfernt, sein königliches Ansehen zu heben, sank Ferdinand iezt zur tiefsten Ohnmacht eines Privatmannes herab. Alle Granden, bis auf den Herzog von Alva verließen ihn, und selbst Ximenes, so eifrig er sonst die Vorrechte des alten Königs vertheidigte, schien dem Glanze und der Maiestät des iungen Monarchen mit etwas mehr Nachgiebigkeit, als er gewohnt war, zu huldigen.

In dieser Lage, wo Ferdinand fremder Unterstüzung entbehrte, wo er allenthalben sich zurükgestossen fühlte, und wo die ängstigende Unruhe seines Herzens durch den Verdacht, den er gegen Konsalvos Treue in Neapel hegte, vermehrt wurde, in diesem peinigenden Schweben zwischen Furcht und Hofnung, verlor er alle Faßung des Geistes und alle Größe des Selbstgefühls. Um eine Zusammenkunft mit ihm zu vermeiden, hatte Philipp seinen Weg durch beinahe unzugängliche Wege nach Orense genommen. Diesem ohngeachtet folgte ihm der König, und trieb ihn gleichsam durch Spanien, indem immer der Ort, wo Ferdinand hinkam, derjenige war, den Philipp verlassen hatte. Ximenes, der für seinen Herrn errötete, rieth ihm, ruhig zu Toledo zu bleiben, bis der Reiz der Neuheit verloschen, und die Zeit den Kastiliern über die schimpfliche Gefangenschaft ihrer Königin, und über die gegenwärtige Staatsverwirrung die Augen geöfnet haben würde. Aber das Mistrauen, welches dem Unglük so natürlich ist, ließ dem König in diesem wohlgemeinten Rath nur eine kahle Höflichkeit erbliken, wodurch Ximenes sich von würklichen Diensten loszumachen suchte. Er beharrte bei seinem Entschluße, und achtete der empfindlichsten Unannehmlichkeiten nicht. Der Marquis von Astorga, und der Graf von Benavent, durch deren Gebiet er gehen muste, verschlossen ihm ihre

Tho-

Thore, und ließen in den Städten verbieten, daß niemand den König beherbergen, oder ihm Nahrungsmittel reichen solle. Philipp schikte endlich selbst einen Gesandten an seinen Schwiegervater, und bat ihn, mit der Reise anzustehen, weil ihre Eintracht auf keine andere Art befördert werden könne. Aber dies alles hielt Ferdinanden nicht ab, sich dem iungen König mit einer Lästigkeit aufzudringen, die gegen Philipps gebieterische Verläugnung höchst sonderbar abstach. Der Eindruk, den er durch persönliche Gegenwart auf das lenkbare Herz seines Schwiegersohnes zu machen hofte, schmeichelte ihm noch immer mit süßen Erwartungen. Aber wenn auch diese, wie es den Anschein hatte, fehlschlugen, so wolt' er doch wenigstens nicht als Flüchtling, sondern auf eine feierliche und anständige Art Kastilien verlassen. Die Not machte ihn gelinde. Er nahm seinen tödtlichsten Feind, Emanuel, der zu ihm kam, liebkosend auf, und bezeigte sich geneigt, iede Bedingung der künftigen Eintracht zu erfüllen. Nach dieser Erklärung konte Emanuel die Zusammenkunft beider Fürsten, die nur noch durch den Raum einiger Meilen getrent wurden, nicht länger hindern. Er veranstaltete daher eine Unterredung, die einzig in ihrer Art war, und die zwei Könige, nach geschlichtetem Kampf um eine Krone, einen in dem ganzen Prunk seiner Erhebung, und den andern in der ganzen Armut seines Falles auf den Schauplaz führte.

Zwischen zwei kleinen Plätzen, Puebla de Senabria, und Asturianos, lag ein freies Stük Feld, Remeßal genant, wo beide Fürsten in sehr verschiedner Tracht, und mit sehr verschiednem Gefolge zusammenkamen. Philipp erschien an der Spize eines großen Heeres teutscher und gallizischer Truppen, die alle bewafnet bei Senabria in Schlachtordnung standen. Vor ihm her zogen ungefähr tausend Teutsche in Reihe und Glied; das Getümmel des königlichen Hofstaates folgte; zulezt kam er selbst zu Pferde, mit verborgnen Waffen, von seiner Leibwache umringt. Zur rechten Hand begleitete ihn Ximenes, zur linken Emanuel. Eine große Anzal Bogenschüzen und Reiterei machte den Beschluß. Die Augen der Bewundrung hafteten nur eine kurze Zeit an dem Glanze dieses kriegerischen Aufzuges, um in dem kleinen Haufen der entgegengesezten Partei den Schatten eines ehmals großen Königs hervorzusuchen. Ferdinand kam auf den Plaz mit ohngefähr zwei hundert Mann, auf Maulthieren reitend, mit schwarzen Kapuzen, und mit Nezzen in den Haaren. Alles an ihnen trug das Gepräge der Friedfertigkeit und Demut. Ferdinand selbst hatte an diesem Tage alle Leidenschaften, die ihn bekämpften, unterdrükt, und die mürrische Stimmung seines Geistes unter ein heitres gefälliges Gesicht verborgen. Er stellte sich auf einen Hügel, wo der ganze Zug vorüber gehen

muste,

muste, und empfing die Granden, die sich ihnen nahten, mit zuvorkommender Freundlichkeit. Die meisten hatten auf den Fall eines feindlichen Angriffes sich mit Panzern unter der Kleidung versehen. Nur bei einigen, denen Ferdinand ehmals sein vollstes Vertrauen geschenkt hatte, erlaubt' er sich Anmerkungen; aber auch diese nur im Tone der scherzenden Laune. Zu dem Grafen von Benavent, bei dessen Umarmung er einen Küraß fühlte, sagte er lächelnd: wie seid ihr, Graf, doch so ungeheuer stark geworden?„ — Mit der Zeit! antwortete dieser, und ging beschämt vorüber.

Philipp umkreiste iezt Ferdinanden mit bewafneten Scharen, als wollt' er ihn gefangen nehme. Sein Blik war düstrer, als gewönlich. Die erste Begrüßungen, und einige kurze Ratschläge wegen Kastiliens Regierung machten den gröften Teil des Gespräches aus. Immer wurden sie von Emanuel unterbrochen, der, ohngeachtet er seinen Herrn gegen Ferdinands Klugheit sicher gestelt, und ihm iede Antwort in den Mund gelegt hatte, doch die Beredsamkeit des Arragoniers scheute. Philipp blieb den Grundsäzen seines Ratgebers standhaft getreu. Ferdinand konte nichts, auch nicht einmal die Erlaubnis, seine Tochter zu sprechen, erhalten. Mit tieferm Groll im Herzen, als vorher, schieden sie aus einander. Die Erbittrung ging so weit, daß Philipp noch die-

sen

sen Abend einen Boten an Ferdinanden abschikte, mit Verlangen, die Pläze, wodurch er gehen würde, zu räumen, damit seine Reise nicht durch die unangenehme Gegenwart des Schwiegervaters gestört würde *).

Nach so schimpflichen Beleidigungen solte man nicht glauben, daß Ferdinand einen neuen Versuch, seinen Schwiegersohn zu sprechen, würde gemacht haben; und doch gegen aller Erwarten that er es. Der geringste noch unerforschte Schlupfwinkel zeigte ihm einen Ausweg, die Stufen des Kastilischen Trones, die von allen Seiten abgeschnitten waren, wieder zu erreichen. Er überredete sich, daß ein Gespräch mit Philippen unter vier Augen dieienigen Würkungen hervorbringen würde, welche der Pomp der lezten Zusammenkunft und die Zudringlichkeit übelgesinnter Höflinge verhindert hätte. Nur ungern lies sich Ximenes zu dem Geschäfte einer nochmaligen Vermitlung brauchen. Dieser stolze Prälat sah nicht ohne Schmerz, daß sein Herr alle ehmalige Standhaftigkeit verläugnete, und sich dem Gespötte seiner Feinde blos stelte. Je ängstlicher Ferdinand Emanuels Freundschaft zu gewinnen suchte, desto troziger strebte dieser Günstling entgegen; desto verherrlichter wurde sein Sieg. Er erklärte rund heraus, daß er nie eine Wohlthat

von

*) Petr. Martyr. ep. 308.

von dem arragonischen König annehmen, nie so lange sein Ansehen bei Philippen etwas vermöchte, eine gemeinschaftliche Regierung in Kastilien zugeben würde. Die sorgfältigsten Bemühungen des Ximenes zu einer zweiten Unterredung fanden nicht eher Gehör, bis Ferdinand sich in die vorgelegten Bedingungen fügte, und diese enthielten alles empörende, was man einem König und einem Vater nur zumuten konte.

Philipps Herrschsucht begnügte sich nicht an der rechtmäßigen Vormundschaft, die ihm als Gemal seiner Gattin über Kastilien zustand. Er wolte die Zügel allein in Händen haben, und verlangte, daß Ferdinand selbst seine Tochter, die doch nur in gewissen Punkten schwärmte, für verstandlos, und zu allen Regierungsgeschäften unfähig erklären solte. Diese unnatürliche Forderung that ein Gatte an den Vater seiner Gemalin, und der Vater war unedelmütig genug, in eine so schimpfliche Verstoßung zu willigen. Durch einen Vergleich, worin Ferdinand der Regentschaft Kastiliens entsagte, wurde festgesetzt, daß, wenn die Königin freiwillig, oder von andern verleitet, sich in die Regierung mischen würde, beide Könige solches nicht zugeben, sondern vielmehr sich wechselseitig gegen iede in dieser Absicht unternommene Verbindung der Granden Hülfe leisten wolten. Ferdinand hatte versprochen, sich in

sein Erbreich zu begeben, und sich an den Vorteilen zu begnügen, die ihm durch Verwaltung der Großmeisterschaften, und durch die Hälfte der Einkünfte der neuen Welt in Isabellens Testament zugesichert waren. Eine heimliche Protestation, die er vor seinem Staatsrate niederlegte, war mehr ein Trost, den er sich selbst zu gute gab, als eine Schuzwehr, die seinem Gegner hätte Schaden zufügen können.

Er erreichte nunmehr den Wunsch, seinen Schwiegersohn zum zweitenmal zu Renedo, einem Städtchen ohnweit Valladolid, zu sehen. Beide Könige kamen dort in einer Kapelle zusammen, und unterhielten sich zwar länger und freimütiger als vorher, aber mit eben so wenig Erfolg. Die Erlaubnis, seine Tochter zu sehen, wurde ihm gleich hart versagt. Philipp bestand unwiderruflich darauf, daß er Kastilien verlassen solle, und Ferdinand, der den ganzen Vorrat seiner Klugheit erschöpft sah, entschloß sich endlich, der Gewalt zu weichen. Nach einer mehr als dreißigjährigen Regierung muste er ein Reich, dessen Gränzen er erweitert, dessen regellose Verfaßung er zuerst zu einem vollkommenen Ganzen gebildet hatte, und das gewissermassen als das zarteste Kunststük seiner bedachtsamen Politik gelten konte, in unerfahrne und ungeschikte Hände liefern. Sein Abzug aus Kastilien war die Flucht eines Vertriebenen. Der gröste König seiner Zeit sah

nichts

nichts um sich, als hohnlächelnde Granden und undankbare Bürger. Verschiedne Städte machten sichs zur Ehre, ihm, wenn er durchgehen wolte, die Thore zuzuschließen. Der geringste Unterthan fand sich durch den Sieg, den er über seinen Monarchen davon trug, geschmeichelt, und Ferdinand erfuhr zum erstenmal vielleicht in seinem Leben, daß die grösten Tronen nur in der Liebe des Volks ihre sicherste Stüze finden. Mit gelaßner Mine, aber mit zerrißnem Herzen begab er sich nach Arragonien. Einen traurigen Trost gewährte ihm die Staatsverwirrung, die unter Philipps schwacher Regierung bevorstand, und die, wie er glaubte, die Kastilier bewegen würde, ihn einst eben so dringend zurükzurufen, als sie iezt freudig den Tag seines Abschiedes feierten.

Nur allzubald gingen Ferdinands Vermutungen in Erfüllung. Ohne auf die Verfaßung des Reiches, und auf den Geist der Nation Rükficht zu nehmen, ergrif Philipp die Zügel der Regierung mit iugendlicher Wildheit. Befreit von der Aufsicht eines mürrischen Vormundes, wolt' er sich ebenfalls den Launen einer Gemalin entziehen, die er iezt nicht mehr als Königin, sondern als den lästigen Anhang ihres Vaters betrachtete. Auf den Kortis zu Valladollid war es sein erstes Geschäft, durch einen allgemeinen Schluß der Stände zu bewürken, daß die Königin als wahnsinnig zwi-

schen vier Mauern gebracht, und ihm die oberste Gewalt unumschränkt übertragen würde. So groß auch die Anhänglichkeit der Kastilier an ihre rechtmäßige Landesherrschaft war, und so sehr iedes Gefühl gegen eine so widernatürliche Forderung sich sträubte, so hatte doch Emanuel durch allerhand Versprechungen die meisten Mitglieder auf seine Seite zu bringen gewußt. Der Admirant von Kastilien war der einzige, der sich diesem die Nation beleidigenden Schritte mit aller Wärme eines Patrioten widersezte. Sein Eifer erwekte das Ehrgefühl der übrigen Beisizer, und alle verwarfen zulezt einstimmig ein Unternehmen, welches die beschworne Treue verlezte, und durch kein ähnliches Beispiel gerechtfertiget werden konte.

Philipp hatte durch diesen unbesonnenen Vorschlag und durch die üble Art, wie er seine Gattin, Kastiliens rechtmäßige Königin, behandelte, die Gemüter von sich abgeneigt gemacht. Die Willkühr, mit der er Staatsbedienten absezte, um seine Günstlinge zu versorgen, die Verschwendung der Einkünfte an Ausländer, der Stolz und die Herschsucht der niederländischen Räthe empörte die Herzen des Volks. Schon ließ die Strenge der Geseze an mehrern Orten nach. Man sah Parteien entstehen, und Unordnungen einreißen, welche das Reich in seine vormalige Verwilderung zurükzustürzen drohten. Die Sehnsucht nach Ferdinanden erwachte

al=

almälig, und man behauptete, daß, wenn er iezt auf einem Maulthier an die Gränze zurükkehrte, kein Mensch sich finden würde, der nicht zu seinem Empfange herbeieilte.

Philipp selbst fing an einzusehen, daß er hintergangen wurde. Das weise Benehmen des Ximenes, der bei ihm geblieben war, hatte ihm über manche Betrügereien seiner eigennüzigen Diener die Augen geöfnet. Unter der Anleitung dieses Mannes, der schon Emanuels Ansehen sehr heruntergebracht hatte, würde Philipp vielleicht das Staatsruder mit mehr Kraft geführt haben, wenn nicht ein unvermuteter Tod ihn zu Burgos in der Blüte seiner Jahre übereilt hätte. Ein bösartiges Fieber, das er durch einen Trunk auf vorhergehende Erhizung sich zugezogen hatte, endigte sein Leben am fünf und zwanzigsten September im acht und zwanzigsten Jahre seines Alters.

Die Königin Johanna war nach Philipps Ableben die einzige Person, welche der Regierung rechtmäßig vorstehen solte. Aber der Eindruk, welchen der Tod ihres Gemals auf ihr schwaches Gehirn gemacht hatte, hinderte sie vollends, an irgend einem Geschäfte Teil zu nehmen. Sie hatte während seiner Krankheit, ohngeachtet sie hoch schwanger war, sein Bette nicht verlassen. Nach seinem Tode vergoß sie keine Träne, und saß einsam, mit untergestüzter Hand, in einem dumpfen hinbrütenden Schmerz. Den Leichnam

ihres Gemals, der in dem Karteuserkloster zu Miraflor beigesezt worden war, holte sie bald darauf wieder ab, um ihn selbst in das königliche Begräbnis nach Granada zu bringen. Ein Mönch, um ihre Gunst zu erschmeicheln, hatte sie überredet, daß einst ein König vierzehn Jahr nach seinem Tode aus dem Grabe hervorgegangen sei. Mit dieser thörichten Hofnung schmeichelte sich Johanna ebenfalls. Sie reiste nicht anders als zur Nachtzeit, und folgte dem Trauerwagen im langsamen Zuge, mit weiten Reihen Fakeln vor sich her. Gleichgültig gegen die Gefahren der Pest, die sie unterwegens ausstand, dachte sie an nichts, als an Bewachung ihres entseelten Gemals. Sorgsam hütete sie, daß kein Frauenzimmer ihm nahen durfte, und erwies dem Toden noch eben die eifersüchtige Zärtlichkeit, die schon bei dessen Lebzeiten die erste unversiegende Quelle ihres Unglükes wurde. Auf sehr dringende Anfragen wegen der notwendigsten Regierungsgeschäfte konte ihr weder Antwort, noch Unterschrift abgelokt werden. Sie hörte den Erzbischof von Toledo und andre Granden durchs Fenster an, aber beschied sie nicht. Der einzige Befehl, den sie erlassen hatte, betraf die Besoldung der niederländischen Sänger, die sie allein aus Philipps Hofstaat zuließ, weil sie die Musik sehr liebte. Aber bei aller dieser Sorglosigkeit war sie hartnäkig genug, niemanden ihre Rechte

über-

übertragen zu wollen. Selbst von ihrem Vater, so sehr sie sich nach dessen Rükkehr sehnte, äußerte sie nie den Wunsch, daß er an ihrer Statt regieren möchte, und den Erzbischof Ximenes, der allzuhizig ein Oberhaupt des Staates verlangte, verfolgte sie ebendeshalb mit dem tödlichsten Haß.

Philipps unvermuteter Tod stürzte die Kastilier in die gröste Verwirrung, und sezte das Reich allen Gefahren der Anarchie aus. Zwar war ein großer Teil der Granden schon in den lezten Lebensumständen des Königs eidlich übereingekommen, daß bis zur Versamlung der Kortes alle Streitigkeiten durch den Erzbischof Ximenes, und einige andre Beisizer geschlichtet werden solten. Aber man wuste nicht, wie man den Gehorsam erzwingen, noch weniger, wie man die Kortes rechtmäßig versammeln konte. Ein ausdrükliches Gesez in Kastilien verordnete, daß keine Kortes anders, als auf Befehl, und aus eigner Entschließung des Königs zusammenberufen werden durften. Johannens Weigerung, die Patente zu unterschreiben, blieb daher ein immerwährendes Hinderniß, und die Kastilier hielten so streng über ihre Verfaßung, daß sie eher den Staat ieder Zerrüttung blos stellen, als iene festgesezte Förmlichkeit überschreiten wolten.

Die Notwendigkeit eines Regenten war wegen Johannes Unfähigkeit, und wegen der

Unmündigkeit ihres Sohnes Karl, der in den Niederlanden erzogen wurde, außer Zweifel gesezt. Nur über die Person konte man sich nicht vereinigen, und weil die Granden zu eifersüchtig unter sich waren, einen aus ihren eignen Mitteln mit der höchsten Gewalt zu bekleiden, blieben die Stimmen zwischen dem Kaiser Maximilian und Ferdinanden geteilt. Die Rechte des Erstern wurden durch nichts, als durch die Vormundschaft unterstüzt, die ihm über seinen Enkel den Herzog Karl gebührte. Die Unbekantschaft dieses Fürsten mit Spaniens Sitten, die weite Entfernung, und die Beschäftigungen in Teutschland machten ihn unfähig, ein Reich zu verwalten, welches der Gegenwart des Monarchen nicht entbehren konte. Demohngeachtet führte er seine Sache in Spanien durch einen großen Anhang, der die algemeine Verwirrung aus eignem Vorteil begünstigte, und den Kaiser mit eben so hizigen Versprechungen anfeuerte, als er sie selbst mit der Hofnung seiner baldigen Ankunft und weitläuftiger Waffenzurüstungen hinhielt. Ferdinand hatte, außer den Vorrechten der Verwandschaft, durch Isabellens Testament, und durch einen langen glorreichen Besiz des Kastilischen Thrones, seine iezige Gültigkeit zur Regentenstelle gnüglich dargethan. Aber die Feinde, die iüngst unter Philippen so kek gegen ihn aufgetreten waren, fürchteten die verstekte Gemütsart des

katholischen Königs, der selbst nach den kräftigsten Zusicherungen von Verzeihung, die angethanen Beleidigungen nie vergessen, und bei erster Gelegenheit mit ihrem Verderben rächen würde.

Unter denen, die Ferdinands Partei begünstigten, stand Ximenes oben an. Zwischen dem Gedränge von Bewerbungen, zwischen Widersprüchen und Gefahren, schlich dieser Erzbischof mit eben so viel Mut, als Klugheit durch; und ob gleich sein Eifer nicht ganz rein von herschsüchtigen Absichten blieb, so war er doch immer der einzige, der das Vaterland nicht ganz über sich selbst vergaß, und Ferdinands Rükkehr ieder Dazwischenkunft fremder Fürsten verzog.

Der katholische König befand sich nicht mehr in Arragonien. Ein folternder Verdacht gegen Konsalvos Treue hatte ihn nach Neapel getrieben, um den einzigen Feldherrn, dessen Siegen er eine Krone verdankte, seiner Stelle zu entsezen. Längst hatten Neid und Bosheit an Konsalvos Ruhm genagt. Sein emporragendes Verdienst, vorzüglich aber die Großmut, womit er die Tapfersten seines Heeres belohnte, erwekten eine Menge Misgünstige, die auf nichts dachten, als ihn bei Ferdinanden anzuschwärzen. Man beschuldigte ihn, daß er die königlichen Einkünfte nach Gefallen verschwende, und sich in Neapel zum Oberherrn aufzu-

wer-

werfen strebe. Die eifersüchtige Gemütsart des katholischen Königs wurde von iedem Schatten erschrekt, der seiner Größe zu nahe trat; wie viel mehr muste er von einem Feldherrn befürchten, der mit Ehre und Ansehen bekleidet, in einem unruhig gesinten Lande über ein siegreiches Heer, und über alle Hülfsquellen des Staates gebot. Konsalvos Rechtfertigung und die uneigennüzigen Gesinnungen, die er an den Tag legte, konten ihn nicht gegen allerhand krankende Verordnungen schüzen, wodurch Ferdinand sein Ansehen in Neapel einzuschränken suchte. Dieser König würde selbst strengere Maasregeln ergriffen haben, hätt' er nicht einen mächtigen Gegner zu reizen besorgt, und wäre die Klugheit, womit er Konsalvos Fall vorbereitete, nicht eben so vorsichtig, als sein Haß unversönlich gewesen.

In der algemeinen Anordnung, die nach Isabellens Tode entstand, hatte Ferdinand nächst Kastilien keine dringendere Sorge, als Neapel. Er zitterte, daß das Beispiel von Empörung und von Abfall einer ganzen Nation auch dorthin sich verbreiten, und alles gegen ihn in Flammen sezen möchte. Täglich wurde sein Ohr von fürchterlichen Gerüchten bestürmt. Er erfuhr, daß Maximilian, daß Philipp und selbst der Pabst alle Ueberredungskünste anwandten, um Konsalvo auf ihre Seite zu bringen. Unmöglich kont' er sich überzeugen, daß der mächtig-

tigste Feldherr seiner Zeit, dem er so viel Ursache zur Unzufriedenheit gegeben hatte, die gegenwärtige Krisis unbenuzt lassen, und den manichfaltigen Versprechungen, mit denen man ihn zu loben suchte, widerstehen würde. Ein Verdacht wurde selbst dadurch um ein großes bestärkt, daß Konsalvo die wiederholten dringenden Aufforderungen, nach Kastilien zu kommen, nicht befolgte, und seine Abreise unter allerhand Vorwand verzögerte. Befehle richteten nichts weiter aus; desto sichrer hofte Ferdinand die Anschläge seines Gegners durch Verrat und Heimtüke zu vereiteln. Das edelste Bruchstük, was er aus der Kastilischen Erbschaft retten konte, die Großmeisterschaft des Ritterordens St. Jakob wurde als eine Lokfalle ausgestellt. Diese Würde versprach Ferdinand, seinem Feldherrn abzutreten, sobald er am Hofe erscheinen würde; zu gleicher Zeit aber schikte er seinen natürlichen Sohn, den Erzbischof von Saragoßa nach Neapel, welche nebst einigen andern den heimlichen Auftrag hatten, Konsalvo gefangen zu nehmen. Man konte nicht unedler gegen einen Mann handeln, der eben damals schriftlich versicherte, daß, wenn der König bis auf ein einziges Pferd herunter wäre, und in seiner Hand das Ansehen und die Gewalt einer ganzen Welt stände, er keinen andern Herrn und König als ihn verlange. Zu Ferdinands Ehre blieb der Vorsaz, den großen Kapitain

in Feßeln zu legen, wahrscheinlich wegen des bald darauf mit Philippen geschloßnen Friedens, unerfüllt; desto schneller eilte der König, sich persönlich über Neapels Zustand aufzuklären, und Konsalvos Demütigung auf eine gelinde, obschon eben so genug thuende Art ins Werk zu sezzen.

Schon unterwegens fand Ferdinand Ursache, von seinem Mistrauen zurükzukommen. Noch hatte er den Hafen von Genua nicht erreicht, als er eben den Mann, den er im vollen Aufruhr gegen sich glaubte, auf einer friedlichen Galere daherschwimmen sah. Ganz Italien betrachtete diesen Schritt Konsalvos mit Aufmerksamkeit und Verwundrung. Man hatte nichts gewisser vermutet, als daß er bei seiner Abreise aus Neapel der Rache des erzürnten Königs zu entfliehen suche. Die Entschlossenheit, mit der Konsalvo diesen nachteiligen Verdacht widerlegte, überraschte niemanden mehr, als Ferdinanden selbst. Zum erstenmal athmete der König freier, und glaubte in dem Augenblike, da Konsalvo sein Schif bestieg, Neapel zum zweitenmal gewonnen. Der Rausch der Freude, die ihm Konsalvos Ankunft einflößte, änderte nichts in dem Sistem der Verstellung, womit er vom Anfange an seine Absichten auszuführen dachte. Eben so unentbehrlich, als die ehmals erfochtenen Siege, waren ihm iezt die Rathschläge des großen Kapitain, um in ei-

nem Lande, dessen Verfaßung er selbst noch zu wenig kante, sein Ansehen unerschütterlich zu gründen. Er führte ihn daher mit sich nach Neapel zurük, und begegnete ihn mit auszeichnender Achtung. Aber selbst in der tiefsten Unterwerfung des Unterthans fürchtete Ferdinand noch den Unternehmungsgeist des Nebenbulers, und hob ihn zum leztenmal empor, um ihm nachher in Spanien desto mehr Gleichgültigkeit empfinden zu lassen.

In dem Hafen von Portofino, wo Ferdinand wegen ungünstiger Witterung landete, erfuhr er die erste Nachricht von Philipps Tode. Das Glük schien ihm auf dieser Reise alles geraubte wieder erstatten zu wollen, und die dringenden Einladungen des Ximenes und einiger Granden zur Rükkehr nach Kastilien waren ein lindernder Balsam für den Verlust eines Schwiegersohnes, den er nie geliebt hatte. Man vermutete, daß ein Fürst, der noch iüngst die müheligsten Bemühungen sich nicht reuen ließ, um nur einen schwachen Anteil an Kastiliens Regierung zu retten, die Vorteile der gegenwärtigen Veränderung begierig ergreifen würde. Aber Neapel lag ihm so nah am Herzen, und er hatte in einem kurzen Zeitraum so mancherlei Spiele des Zufals erfahren, daß er seine zweifelhaften Angelegenheiten in Kastilien lieber dem Ungefähr preis geben, als sich einem Reiche entziehen wolte, wo er seine Gegenwart unumgäng-

lich

lich nötig glaubte. Er sezte daher die angefangene Reise fort, und erreichte Neapel am ersten November ohne Hindernis. Der vornehmste Adel des Landes kam im grösten Glanze zu seinem Empfange herbei. Konsalvo führte die Königin am Arm über eine Brüke, die man zum Anlanden geschlagen hatte, unter eine reich verzierte Arkade, wo Ferdinand die Privilegien des Landes beschwor. Nach einem feierlichen Zuge durch die Hauptstrassen der Stadt stiegen die Monarchen in Kastello Nuovo ab, wo sie von den beiden Königinnen von Neapel, der Schwester und Nichte Ferdinands, und von der Königin von Ungarn bewillkomt wurden. Es war ein merkwürdiger Fall, sagt Zurita *), daß hier vier Königinnen zusammenkamen, von denen drei aus ihren Reichen vertrieben worden waren.

Ferdinands ausgebreiteter Ruhm hatte die Neapolitaner mit großen Erwartungen erfült. Gewohnt, bei der Tronbesteigung ihrer vorigen Könige mit Geschenken und Gnadenbezeugungen überhäuft zu werden, versprachen die Baronen sich desto mehr von einem Fürsten, dessen Macht sich zugleich über so viele andre Reiche erstrekte. Die Untertanen seufzten nach diesem glüklichen Augenblik, wo sie die Last ihrer Abgaben gemildert, und zu dem Wohlstande zurükzukehren hof-

*) Zurita Vol. 6. lib. 7. c. 20.

hoften, den sie so lange entbehrt hatten. Aber der Erfolg blieb weit hinter diesen schmeichelhaften Vorstellungen zurük. Durch Wiedereinsezung der französischen Anhänger in ihre Besizungen verloren viele treue Diener des Königs die Güter, auf deren Verbesserung sie den grösten Teil ihres Reichthums verwandt hatten. Um sie zu entschädigen, muste Ferdinand kärglich iede Quelle der königlichen Einkünfte benuzen; demohngeachtet blieben viele unbelohnt, oder wurden nur notdürftig abgefunden. Dem Volke konte keine Erleichterung angedeihen, und vom Höchsten bis zum Niedrigsten war keiner, der die Fruchtbarkeit der fürstlichen Milde zu rühmen Ursache gehabt hätte. In der algemeinen Unzufriedenheit erreichte Ferdinand dennoch allein seinen Zwek. Durch die sichersten Anstalten gelang es ihm, seine Oberherrschaft in Neapel zu befestigen, und bei seiner Abreise genoß er das Vergnügen, den einzigen Gegner, den er fürchtete, den großen Kapitain auf immer von einem so gefährlichen Schauplaz zu entfernen.

Während eines Zeitraumes von sieben Monaten, welche Ferdinand zu Neapel zubrachte, war die Rükkehr nach Kastilien keine seiner geringsten Sorgen gewesen. Der Erzbischof Ximenes hatte den Knoten der Verwirrungen, von dem es schien, daß er nur durch Gewalt zerhauen werden könte, bisher zu Ferdinands Vorteil entwikelt. Mit einer ungewöhnlichen Ge- 1507. und 1508.

schmei-

scheidigkeit hatte er die Neigungen vieler Granden zu gewinnen, und mit eben so viel Entschlossenheit die Kabalen der Gegner zu zerstreuen gewust. Seine Bemühungen wurden durch Ferdinands thätigen Eifer unterstüzt. In Briefen voll freundlicher Herablassung beruhigte er die Furcht, die man seinetwegen empfand, und durch Versprechungen und Bewilligungen erweichte er die Härte der Granden, die bisher nur ihren eignen Vorteil zu Rathe gezogen hatten. Ein Kardinalshut und die einträgliche Stelle eines Generalinquisitors in Kastilien und Leon, die er dem Erzbischof von Toledo verschafte, reinigte endlich den Wez nach Kastilien, und mit der Uebermacht, die auf seine Seite getreten war, sah Ferdinand sich im Stande, den Widerspruch zu besiegen, der noch aus einzelnen Burgen oder Städten widerspenstiger Granden ihm entgegen hallte.

Bei den bisherigen Streitigkeiten um die Kastilische Regentschaft hatte Ferdinand einen großen Teil seines Glüks dem König von Frankreich zu verdanken; und nur aus einem natürlichen Wohlwollen läßt es sich erklären, wie dieser Fürst, der so viele Proben von Ferdinands Treulosigkeit hatte, sich ihm aufs neue mit vollem Vertrauen hingeben konte. Um Ferdinanden Luft zu machen, hatte er den Herzog von Geldern mit frischen Truppen unterstüzt, und sogar die Posten, die durch seine Staaten aus

Spa-

Spanien nach Brabant gingen, aufgehoben, damit Maximilian die Nachrichten aus Kastilien gar nicht, oder doch erst sehr spät erhalten könte. Sorgfältig hütete sich Ferdinand, nur den kleinsten Funken von der Eifersucht durchbrechen zu lassen, die ihn immerwährend gegen Frankreich entflamte, und erwiederte Ludwigs Gesinnungen mit freundschaftlicher Gefälligkeit. Auf seiner Rükreise nach Kastilien machte er ihm einen Besuch zu Savona, der nicht sowohl durch sich selbst, als durch den Eindruk merkwürdig wurde, den er auf die damaligen Zeitgenossen hervorbrachte. Man konte sich nicht genug wundern, wie zwei Fürsten, zwischen welchen die Politik eine ewige Scheidewand des Mistrauens aufzog, einander ihre Person ohne Geißeln anvertrauen durften; aber noch mehr erstaunte man, daß Ferdinand es war, der diesmal am meisten gewagt hatte. Zum erstenmal sah Ludwig, Aug' im Auge, den Feldherrn, der jüngst nur noch in Neapel das Schreken seiner Heere gewesen war. Edelmütig hatte er die empfangenen Wunden in Vergessenheit gestelt, und weidete sich mit einer Bewundrung an der Tapferkeit desjenigen, der sie schlug. Konsalvo wurde zu dem vertrauten Umgang der Könige, und auf Ludwigs Bitten selbst zu ihrer Tafel gezogen, eine Ehre, deren ein König von Spanien sich nicht entsinnen konte, einen Unterthan gewürdiget zu haben. Nachdem Ferdinand in

drei

drei Tagen Ludwigs Herzen nachgestelt, und die Empfindungen der Freundschaft, die er nie kante, mit gröster Täuschung nachgeahmt hatte, verließ er den König von Frankreich, durchdrungen von der Redlichkeit seines bisher verkanten Gastes.

Die Ankunft Ferdinands in Kastilien entschied endlich den langwierigen Streit über die Regentschaft, der bisher mit List und Ränken, und selbst an manchen Orten mit Blutvergießen geführt worden war. Noch ehe er die Gränze betrat, sah er sich von einer Menge Granden bewillkomt, die ihm ihre ersten Glükwünsche, und ihren ersten Gehorsam entgegen brachten. Selbst die Furchtsamsten wurden durch die Freundlichkeit und Herablassung des Königs überrascht. Er flößte ihnen Zutrauen ein, und hörte ihre freimütigen Antworten gefällig an. Wer hätte ie geglaubt, sagte er zu einem seiner vormaligen Günstlinge, daß ihr mich um Philipps willen verlassen würdet? — Aber wer hätt' es auch ie gedacht, erwiederte dieser, daß ein beiahrter König, wie ihr, einen so iungen Fürsten überleben solte?

Mit dieser äußerlichen Milde verband Ferdinand zugleich alle Zeichen von Macht, die ihm Ehrfurcht und Ansehen verschaffen konten. Einige tausend Mann zogen bewafnet vor ihm her; die Kommandeurs der geistlichen Ritterorden umgaben ihn mit der königlichen Leibwache.

Sein

Sein Einzug glich dem Triumph eines Ueberwinders, der entschlossen schien, ieden, der sich widersezen würde, seine unumschränkte Gewalt fühlen zu lassen. Durch diese kluge mit Gelindigkeit verbundene Strenge hielt' er den Uebermut der Granden in Schranken. Einer von des Königs hartnäkigsten Gegnern, der Herzog von Naiara, der im thörichten Vertrauen, daß Maximilian mit dem Prinzen Karl, und einer großen Flotte nächstens erscheinen würde, den Titel eines Vicekönigs von Kastilien angenommen hatte, unterwarf sich. Nur Emanuel, der sich allzuheftiger Beleidigungen bewußt war, als daß er ie auf ernstliche Verzeihung rechnen konte, entwich verkleidet nach Teutschland, wo er mehr lächerliche, als gefährliche Blize gegen den König schleuderte.

Ein Gewühl von Arbeiten und Besorgnissen drängte sich Ferdinanden bei Anfange seiner Regentschaft auf. Der Same der Unordnungen, der während seiner Abwesenheit ausgestreuet worden war, konte nicht sogleich ausgerottet werden. Manche Parteien rotteten sich zusammen, manche unterdrükte Feindschaften lebten wieder auf, und der König hatte mehr als einen Feldzug nötig, um die kleinen Tirannen, die den Staat beunruhigten, zu Paaren zu treiben. Die Strenge, womit er eine Empörung des Marquis von Priego zu Cordova rächte, erregte damals vorzüglich Aufmerksam-

keit und Schreken. Der Marquis war Konsalvos Neffe, und nahm auf dessen Anrathen zu früher Demütigung seine Zuflucht. Aber eben die Verwandtschaft, die er geltend zu machen suchte, erschwerte sein Verbrechen. Nie hatte der König so unerbittlich auf Bestrafung gedrungen, als iezt, da Konsalvo gewissermassen die Härte derselben teilte. Viele mitschuldige Bürger aus Cordova endigten ihr Leben auf dem Schaffot. Den Marquis würde ein gleiches Schiksal getroffen haben, hätte Ferdinand nicht gefürchtet, eine Menge der edelsten Geschlechter, die ihm anhingen, allzusehr gegen sich aufzubringen. Sein Todesurteil wurde in Verbannung verwandelt, und Montilla, eine der Familie angeerbte Festung, ehrwürdig dadurch, daß sie Konsalvo als seinen Geburtsort liebte, von Grund aus geschleift.

1509. In diesen öffentlichen Angelegenheiten verlohr sich das Dasein der Königin, ohne daß iemand nach ihr fragte. Zu Arcos, wo sie sich aufhielt, war sie der Welt in einer tiefen Einsamkeit abgestorben. Die Teilnehmung der Kastilier an ihrem Schiksal war so geringe, daß man sie lange Zeit für tod hielt. Selbst an der nötigen Wartung gebrach es ihr, und Ferdinand fand sie nach einigem Zeitverfluß in einem Zustande wieder, der Ekel und Abscheu erregte. Auf sein Zureden wählte sie Tordesillas, einen gesündern, und für die Sicherheit

ihrer

ihrer Person bequemern Ort. Der Körper ihres Gemals, von dem sie nie sich trennen wolte, wurde in dem Kloster zu St. Klara neben ihrem Pallast in einer Richtung beigesezt, daß Johanna das Grabmal beständig vor Augen hatte. Sie wechselte nachher nie wieder mit ihrer Wohnung, und lebte von der Zeit, da sie hier einzog, noch fünf und vierzig Jahr. Fühllos gegen alles, was um sie her vorging, ergab sie sich täglich mehr einer traurigen, wilden Schwermut. Sie scheute das Sonnenlicht, versagte sich oft mehrere Tage alle Nahrung, entkleidete sich fast niemals, und berührte nur selten ein Bette. Aber mitten unter diesen Schwachheiten behielt sie den Stolz einer Königin, und beklagte sich öfters, daß sie nicht so unumschränkt regierte, wie sie solte. Man schmeichelte in der Folge diesem sonderbaren Eigensinn, um sie nach und nach von ihrer rauhen Lebensart abzubringen. Man meldete ihr die Ankunft fremder Gesandten, die sie zu sprechen verlangten, und stelte Leute vor ihre Zimmer, die mit einem lauten: Es lebe die Königin! sie der Neigung des Volkes versichern musten. Was kein Bitten, und keine Gewalt vermocht hätte, würkte der Ehrgeiz. Sie gewönte allmälig, Menschen zu sehen, und an gewissen Tagen öffentliche Tafel zu halten. Der Himmel hatte ihr in ihrem Elend den eignen Trost verliehen, daß sie sich so klug und fähig

dünkte, als ihre Mutter Isabelle. Mit dem Beispiele dieser Königin konte man sie zu ieder Folgsamkeit bewegen, und nur diese Saite erklang noch in einer Seele, die für alle übrige Rührungen verstimt schien *). Trauriges Schiksal einer Fürstin, die sonst nicht ohne Gaben war, und die ehmals in glüklicheren Stunden die Reden, die ihr gehalten wurden, in lateinischer oder spanischer Sprache aus dem Stegreif beantwortete.

Kaum hatte der katholische König die Ordnung im Innern des Reichs hergestelt, als er auf Mittel dachte, das brausende Feuer der Kastilier durch auswärtige Beschäftigungen abzukühlen, und zugleich sein Ansehen mit einer neuen rühmlichen Unternehmung zu befestigen. Der Krieg gegen die Ungläubigen war hierzu am geschiktesten, weil er den Ruf der Heiligkeit vermehrte; weil er den Pabst zum Freunde machte; und weil Eroberungen dieser Art mehr die Verwundrung, als die Eifersucht der übrigen Fürsten reizten. Seit der Unterjochung von Granada hatten die katholischen Könige ihre Augen ienseit des Meeres gerichtet, und ihre Schwerdter zu Bekriegung der Mauren in Afrika geweiht. Die frechen Räubereien dieser Barbaren schändeten ein Land, das nichts

als

*) Flechier Histoire du Card. Ximenes Tom. 2. liv. 4.

als Christen um sich sehen wolte, und iede einheimische Kezerei mit so vielem Nachdruk ahndete. Ferdinand glaubte daher große Vorteile zu gewinnen, wenn er die Mauren in ihren Raubnestern aufsuchte. Einmal stelt' er die Sicherheit des Landes her, und stopfte den Quell feindlicher Ueberschwemmungen. Sodann sah er dies als einen Kanal an, die überbrausende Kraft seines Volkes abzuleiten, und hatte beständig eine Manschaft auf den Beinen, die er bei ieder Gelegenheit zurükrufen, und zu wichtigeren Bestimmungen anwenden konte.

In diesen Absichten wurde der König durch den Eifer und durch die kriegerischen Neigungen des Kardinals Ximenes bestärkt. Schon längst hatte dieser Priester, so weit sein geistlicher Arm in Spanien reichte, die Mauren zerknirscht, und mit Ketten beladen. Nichts fehlte zu seiner Verherlichung, als ein Ehrenkranz, den er selbst mit dem Schwerdte in der Hand gegen die Ungläubigen erfechten würde. Dieser Gedanke begeisterte ihn mit einer solchen Kriegswut, die selbst seinen Zeitgenossen, wenn sie schon ein Unternehmen zur Ehre der Religion mit weit nachsichtigeren Augen betrachteten, gerechten Stof zum Tadel darbot. Man fand es lächerlich, daß Konsalvo nach so viel erfochtenen Siegen den Rosenkranz in seiner einsamen Verweisung zu Loxa betete, indessen der Priester zu Toledo von nichts als von Schlachten träumte.

Un-

Unerschütterlich gegen die Hindernisse, die den Unternehmungen in Afrika entgegen standen, streckte Ximenes aus eignen Mitteln die Kosten zu Ausrüstung einer großen Flotte vor. Vierzehn tausend Mann versammelten sich zu Karthagena, um zum erstenmal in ihrem Leben unter der unmittelbaren Befehlshaberschaft eines Priesters Schlachten zu liefern, und Festungen zu stürmen. Zwar hatte Ximenes den berühmten damaligen General, Peter von Navarra, sich zum Gehülfen genommen; aber er selbst führte das Heft, und verrichtete alle Dienste des Feldherrn. Unter Soldaten, die in Strapazen abgehärtet waren, schien er alle Sanftmut und alle Bequemlichkeit seines vorigen Standes zu vergessen. Mit jugendlicher Wildheit sprengte er durch die Reihen, und zu dem Navarrer, der ihm bei einer Musterung einen minder staubichten Weg zu wählen rieth, sagte er: der Staub im Kriege duftet mir eben so lieblich, als der Weirauch in der Kirche.

Die Flotte, die am sechzehnten Mai aus Karthagena lief, war zur Eroberung von Oran bestimt. Dieser mauritanische Plaz bildete damals eine Art von Freistaat, der nach eignen Gesezen lebte, und dem König von Tremeßen, unter dessen Schuz er stand, einen jährlichen Tribut zahlte. Berühmt durch einen ansehnlichen Hafen, und durch den Handel, der dort im höchsten Flor stand, war er zugleich einer der

gefährlichsten für Spaniens Ruhe. Die Küsten von Andalusien und Valencia dienten der Raubbegierde der Einwohner, und ihre Schiffe kehrten nie heim, ohne eine Anzahl christlicher Gefangenen mit sich an Bord zu schleppen.

Nahe bei Oran lag Marsalquivir, eine Festung, die seit einigen Jahren den Mauren entrissen worden war, und den ersten festen Besiz der Spanien an der Küste von Afrika gründete. Hier landete Ximenes mit der Flotte, und stelte sogleich bei seiner Ankunft das Heer in Schlachtordnung. Es war ein sonderbarer Anblik, diesen Helden zu sehen in Priesterracht, ein silbernes Kreuz ihm vorgetragen, und auf beiden Seiten von Mönchen begleitet, denen über der Franziskanerkutte ein spanischer Säbel herabhing. Das wilde Geschrei der Mauren, die auf den benachbarten Bergen zusammenströmten, entflamte das Herz des Kardinals mit kriegerischer Ungedult. Kaum kont' er den Augenblik der Schlacht erwarten. Aber die priesterliche Würde hinderte ihn, sich an dem blutigen Gemezel zu weiden; und indem er den Befehl zum Angriffe gab, lag er im Tempel auf den Knien, und betete.

Die Spanier stürzten sich mit gewohnter Tapferkeit in den Feind. Von der Heiligkeit ihres Anführers begeistert, und von der Hofnung einer reichen Beute gelokt, warfen sie alles vor sich nieder, und drangen durch Haufen Todte

und

und Verwundete, bis vor die Mauern der Stadt. Die Flotte, welche zu gleicher Zeit anrükte, unterstüzte den Sturm; die Thore wurden, ohngeachtet des heftigsten Widerstandes gesprengt, und binnen vier Stunden sahen sich die Spanier Meister der Stadt. Die Mordgier der Sieger hatte keinen Zügel, als ihr eignes Mitleidsgefühl, und dieses stellte sich erst dann ein, als ihr Arm des Würgens müde war. Weiber und Kinder, und Wehrhafte blieben an vier tausend. Alles übrige, was dem Schwerdt entging, aller Reichtum der Stadt, alle Gefangenen wurden eine Beute der Spanier. Man hielt diese Unternehmung für so gottgefällig, daß die spanischen Schriftsteller es der Mühe werth glaubten, außer mehrern Wundern an diesem Tage auch die Sonne, wie einst bei Josua, stille stehen zu lassen.

Ximenes hatte mit der Eroberung von Oran seine kriegerische Laufbahn begonnen, und zugleich beschlossen. In dem Augenblike, da sein Ehrgeiz befriediget war, fühlt' er die ganze Last eines siebenzigjährigen Alters und der Beschwerden, die seiner warteten. Der Genuß des Sieges wurde durch manche scheelsüchtige Vorwürfe des Navarrers verbittert. Dieser konte durchaus nicht vertragen, daß ein Mönch ihm Befehle erteilte, und erklärte hart und rauh in Gegenwart des Kardinals, wie wenig das Evangelienbuch und die Zelle sich mit dem Degen

gen und dem Feldlager vereinigten. Eine noch unsanftere Erinnerung erhielt Ximenes durch einen unvermutet erbrochenen Brief des Königs. Dieser mistrauische Fürst, der aus allem, was das Alltägliche überstieg, Verdacht schöpfte, fürchtete von dem kühnen Unternehmungsgeiste des Kardinals eine nachteilige Würkung für seine Hoheit. Er schrieb dem Navarrer, ihn so lange als möglich in Afrika aufzuhalten, und sein Geld, so gut man konte, zu nuzzen. Ximenes erriet aus diesen Worten die Absicht Ferdinands, ihn dort unter Strapazen aufzureiben, und hatte mancherlei Ursachen, dem König diese Befriedigung nicht zu gönnen. Er verlängerte daher durch schleunige Rükkehr nach Karthagena ein Leben, dessen Kraft mit dem Alter zu wachsen schien, und das noch spät nachher für Spaniens Wohl in Würksamkeit blieb.

Der Feldzug ging indessen in Afrika unter dem Navarrer fort, der dort viel Ruhm erwarb, und in der Folge die spanische Krone mit den maurischen Städten Bugia und Tripolis bereicherte. Nur Ximenes fand Ursache, zu bereuen, daß er entweder zu übereilt nach Oran gesegelt, oder dem König zu früh zurükgekehrt war. Die Lorbern, die er dort gesammelt hatte, endigten sich in einen Proceß wegen der vorgestrekten Kosten. Ferdinand hatte, wie natürlich, sich zu deren Wiedererstattung verbindlich gemacht. Aber er war schon gewohnt,

bei

bei solchen Gelegenheiten sich öfters erinnern zu lassen, und dann auch oft gegen die derbste Erinnerung unempfindlich zu bleiben. Dies=mal konte er mit allen Kunstgriffen und Aus=flüchten eines bösen Gläubigers nicht durch=kommen. Der königliche Staatsrath sprach dem Kardinal die Forderung zu; aber die Zahlung geschah auf die kränkendste Weise. Mit einer ungroßmütigen Genauigkeit ließ der König die Habseligkeiten des Kardinals durchwühlen, um zu sehen, was er von der Beute aus Oran mitgebracht habe. Eine gleiche Untersuchung geschah bei seinen Begleitern, und nicht einmal der gemeine Soldat und Handwerker blieben verschont. Von allem, was man vorfand, von iedem Stük Zeug oder Waare, wurde der fünfte Teil dem Könige abgezogen. Man durchforschte die Bücher des Kardinals, und rechnete ihm bis auf den geringsten Pfennig nach *). So be=zahlte Ferdinand die Zinsen der Kapitalien, die man ihm geliehen, und den Eifer, den man an=gewandt hatte, um gegen die Ungläubigen zu fechten.

Indem der König Bischöfe zu Feldherrn ausrüstete, und seine siegenden Fahnen in frem=den Welttellen aufpflanzte, hatte er aller Klug=heit einer vieljährigen Erfahrung nötig, um sein eignes Land im Gehorsam zu halten. Noch immer

*) Flechier Hist. du Card. Xim. Tom. I. liv. 3.

immer fehlt' es in Kastilien nicht an unruhigen Köpfen, welche den unvermögenden Zustand der Königin als einen Vorwand zu Empörungen brauchten. Zwar hatte Ferdinand durch die kräftigen Maasregeln, die er ihnen entgegensezte, allenthalben sein Ansehen behauptet; aber er fühlte zugleich, daß es nur ein gewaltsamer Druk war, der Kastilien in Ruhe hielt, und daß die Parteien, welche Maximilian dort gegen ihn erwekte, nie aufhören würden, das Land zu zerrütten.

Die Feindschaft des Kaisers war mit dem Glük, welches Ferdinanden begünstigte, gewachsen. Voll Verdruß sah Maximilian, wie der katholische König in engster Verbindung mit seinem Hauptfeinde, dem König von Frankreich, alle die Pläne durchführte, die zur Verminderung seiner Macht, und ihrem gemeinschaftlichen Enkel Karl zum Abbruch in Spanien und in Neapel gereichten. Noch jüngst hatte er alles angewandt, um ihn von Frankreich abzuziehen, und ihm sogar das überspante Anerbieten einer Teilung des römischteutschen Kaisertums gethan. Jezt, da Ferdinand sich, zum Troz aller seiner Bemühungen, in Kastilien Regentschaft erhielt, gewann sein Haß einen andern Gegenstand, und eine frischere Wunde, die ihm Venedig schlug, verdrängte die Schmerzen, die er von den Königen von Frankreich und Spanien empfunden hatte.

Die

Die Venetianer hatten dem Kaiser bei einem Zuge nach Italien nicht nur den Durchgang durch ihre Länder verweigert, sondern auch, als er denselben mit Gewalt erzwingen wolte, seine Truppen zurükgeworfen, und ihm außer einigen andern Plätzen Triest und Fiume weggenommen. Diese neue Beleidigung von einem Staate, der schon ohnedies den teutschen Kaisern so oft Grund zum Unwillen gegeben hatte, empfand Maximilian aufs höchste. Der ganze Vorrat seiner Erbitterung, den er bisher von so manchen Seiten eingesammelt hatte, wandte sich iezt gegen diesen Freistaat, und um an ihm seine Rache zu kühlen, schmiegt' er sich mit Bereitwilligkeit in die Gesinnungen der Mächte, die er bisher als seine Hauptfeinde betrachtet hatte. Die leidenschaftliche Begierde des Königs von Frankreich, seine Herschaft in Italien zu erweitern, konte durch nichts mehr geschmeichelt werden, als daß eben der Kaiser, der sich ihr am meisten zu widersezzen Ursache hatte, sie vielmehr am eifrigsten aufforderte. Eine so ungewöhnliche Eintracht beider Höfe zu diesem gefährlichen Zweke muste den geringsten Fürsten mit Mistrauen und Besorgnissen erfüllen. Um die Gehäßigkeit des Unternehmens zu mildern, muste man das Interesse vervielfältigen, und den Neid eines ieden, der sich widersezzen konte, durch verhältnißmäßige Vorteile zur Ruhe bringen. Zum Glük war gerade Venedig der

Staat,

Staat, an dem die meisten italiänischen Fürsten zu fordern hatten, und der reich genug war, ihre Habsucht zu befriedigen.

Venedig hatte sich durch Handel und Schiffart, durch die festen Maasregeln ihrer Regierung, und durch eine mehr als achthundertjährige innere Ruhe zum ersten Freistaat in Italien emporgeschwungen. Immer wachsam, wenn andre Mächte schlummerten, immer sparsam, wenn sie schwelgten, immer in stiller Absonderung gerüstet, wenn sie kriegten, hatte dieser Staat seine Besizungen erweitert, ohne seine Kräfte zu schwächen. Der Kaufmannsgeist, der sie beseelte, war nach und nach in Eroberungsgeist übergegangen, und keiner der benachbarten Monarchen konte sich rühmen, ihrer eigenmüzigen Politik entgangen zu seyn. Mit der Gierigkeit ihrer Herschsucht wuchs zugleich die Eifersucht der italiänischen Mächte. Man fürchtete das Uebergewicht eines Landes, das nicht, wie andre Staaten, mit der Geschiklichkeit eines einzigen Regenten stieg und fiel, sondern von einem Senat, der nie ausstarb, nach immer gleichen Grundsäzzen beherscht wurde. Schon öfters hatte man zu ihrem Untergange Bündniße entstehen, und auch scheitern sehen. Das Mistrauen der verbündeten Fürsten gegen einander war so lebhaft, und Venedigs Dasein in das Sistem der italiänischen Staatsklugheit so innig verflochten, daß ieder

besorgte, der Schlag, den er diesem Freistaate versezte, möchte mit verdoppelter Kraft auf ihn selbst zurükfallen. Nur iezt, da ihr Stolz eben so unerträglich, als ihr Glük wurde, da sie es gewagt hatten, den neuerlich über den Kaiser erhaltenen Sieg durch einen öffentlichen Triumph zu begehen; da sie selbst kühn genug waren, dem Herschsüchtigsten aller Päbste manche gerechte Forderung abzuschlagen; nur iezt brachen die vorzüglichsten ihrer bisherigen Stüzzen. Die Erbitterung des Kaisers gegen die Könige von Frankreich und Spanien, und die Ursachen, welche diese Höfe hatten, eine Aussöhnung zu wünschen, konte durch kein schiklicheres Opfer, als welches Venedig darbot, bewürkt werden. Dies war der Grund eines berühmten Bündnißes, welches zu Cambrai zwischen Maximilian, den Königen von Frankreich und Spanien, und dem Pabst gegen Venedig geschlossen wurde.

Den Hauptvorwand zu diesem Bündnis suchte man nach Art damaliger Zeiten in einem Türkenkriege. Um die Hindernisse, welche die Venetianer dazwischen legten, aus dem Wege zu räumen, wolte man ihnen zuförderst selbst nehmen, was sie den verbundenen Fürsten entzogen hätten. Der Pabst solte die Pläze in Romagna, der König von Frankreich die mailändischen Besizungen, Maximilian alles, was ehmals vom teutschen Reiche und vom Hause Oestreich an Venedig gekommen war, und

Fer-

Ferdinand die von Neapel verpfändeten und abgetretenen Städte zurükevobern. Man erlaubte den kleinsten Fürsten, die einen Anspruch auf Venedig hatten, hinzu zu treten, und stelte ihre Güter, als den Gegenstand einer algemeinen Beute aus. Der König von Frankreich solte mit den Feindseligkeiten am ersten April den Anfang machen, und der Pabst sie mit dem kräftigsten Donner seiner geistlichen Bannstralen unterstüzen. Zugleich versprach der Kaiser, während dieses Krieges, und sechs Monate nachher, wegen der Regentschaft in Kastilien keine Neuerung anzufangen.

Wenn schon durch diesen Bund Europa sich zum Verderben eines einzigen Freistaates verschwor, so waren doch der Kaiser und der König von Frankreich die einzigen, welche Venedigs gänzlichen Untergang im Ernste vor Augen hatten. Dem Pabst und dem König von Spanien kont' es nicht gleichgültig seyn, Ludwigs Macht auch nur um einen Daumenbreit in Italien zu erweitern. Beide hatten vielmehr keinen dringendern Wunsch, als Italien von iedem fremden Einfluß zu reinigen, und die Franzosen, oder, was in dem Munde der eingebildeten Römer für einerlei galt, die Barbaren gänzlich über die Alpen zurük zu treiben. Ferdinand würde es allein nie gewagt haben, die Sache zu einer solchen Krisis zu bringen, hätt' er nicht von dem gewaltsamen Strom sich fort-

ge-

gerißen gefühlt. Die höchste Aufgabe der Politik war es iezt, aus diesen Verwirrungen die Vorteile herauszuspinnen, nach denen beide strebten. Was Ferdinand leise der Zeit und der Gelegenheit ablauerte, muste bei Julius schnell und rasch sich lösen. Aber selbst in der heftigsten Begierde nach den venetianischen Städten fühlt' er die Gewalt der Mittel, die er anwandte, um zu deren Besiz zu gelangen. Noch nach Unterzeichnung des Bündnißes ließ er den Venetianern seinen Schuz zusichern, wenn sie die Städte ihm friedlich herausgeben wolten; und erst dann, als sie den Antrag mit Stolz verwarfen, folgt' er den Eingebungen einer blinden Rachgier.

Der Mut, mit welchem die Venetianer sich gegen die vereinten Waffen der ganzen Christenheit rüsteten, konte nur von dem Zutrauen auf ihr bisheriges Glük, oder von der Hofnung herrühren, daß das verschiedene Interesse so vieler Höfe die Würkungen ihres gemeinschaftlichen Plans eben so vereiteln würde, als es schon mehreremale geschehen war. Ueberzeugt von der Unentschlossenheit und Armut des Kaisers, von der Ohnmacht des Pabstes, und von Ferdinands heimlichen Widerwillen gegen Frankreich, richteten sie ihre Vertheidigungsanstalten hauptsächlich gegen diese leztere Macht. Von hieraus erwarteten sie den ersten, aber auch den entscheidendsten Schlag, und hier allein, wo die

Gefahr am dringendsten war, war ihr Stolz am kühnsten. Gegen alle übrigen Fürsten ließen sie sich zu Bitten herab; nur gegen den König von Frankreich behaupteten sie die Würde, die einem römischen Senat Ehre gemacht haben würde. Ohne andern Schuz, als den sie aus sich selbst schöpften, kanten sie nunmehr keine andre Zuflucht, als ihre Tapferkeit.

Unter den Bundesgenossen erschien Ludwig zuerst im Felde. Seine Gegenwart flößte den Franzosen den Enthusiasmus ein, der sie nie verließ, wenn der König an ihrer Spize stand. Dieser einzige Vorteil machte ihn bei gleichen Kräften den Venetianern überlegen, die, weil allzuviel auf dem Spiel stand, sich der äußersten Vorsicht befließen. Einer ihrer Feldherrn, der Graf von Petillano, entsprach ihren Absichten, und war durch sein Alter zu iener Bedachtsamkeit gewönt, die nichts ohne sorgfältige Prüfung unternimt. Unglüklicherweise hatte man ihm einen Mann von ganz entgegengesezten Gesinnungen, Bartholomäo Alviano, zugeordnet, einen ungestümmen Krieger, dem der kühnste Entschluß nur einen Augenblik kostete, und der den Ruhm mitten unter Gefahren aufsuchte. Diese Tugenden, wodurch ieder einzeln vielleicht den Sieg erworben haben würde, schlugen in gemeinschaftlicher Würkung zu beider Verderben aus. Alvianos Hizze zog eine Schlacht herbei, die man vermeiden wolte, und Petillanos

nos Bedenklichkeit ließ es, da sie nicht mehr zu vermeiden war, an lebhafter Unterstüzung fehlen. So erlitten die Venetianer bei Agnadello einen Verlust von acht tausend Mann, der mit dem Schreken, das auf ihn folgte, die Grundfesten des Staates erschütterte, und die Hofnungen vieler Jahrhunderte vernichtete.

In blühender Ueppigkeit erzogen, und durch langwieriges Glük verwöhnt, hatte Venedig die Spannkraft verloren, womit ein geübter Staat den Anfällen entgegen strebt. Die Einwohner bestanden mehrentheils aus Fremdlingen, und was von Bürgern übrig war, schmachtete so tief unter aristokratischem Druk, daß der geringste Reiz hinreichend gewesen seyn würde, sie gegen ihre Obrigkeit zu bewafnen. Ihre schwachen Vertheidigungsanstalten musten der Schnelligkeit weichen, womit Ludwig die Früchte des Sieges einsammelte. Seine Fortschritte waren so reißend, daß er in funfzehn Tagen sich Meister aller der mailändischen Pläze sah, die ihm nach dem Bündnis zukamen. Ueber den niedergetretenen Feind fielen zugleich die andern Bundesgenossen, wie Raubvögel, her. Der Pabst bestürmte sie mit Interdikten, und brach mit dem Krieg in Romagna los. Der Herzog von Braunschweig war auf Befehl des Kaisers in Friaul eingedrungen. Die kleinen Fürsten geselten sich zu den mächtigern, und wer nur einen verjährten Anspruch aufzuweisen hatte, ergriff die

Waffen,

Waffen, um seinen Anteil an der preisgegebenen Beute in Sicherheit zu bringen.

Einem solchen Schwarm von Feinden war der erschöpfte Staat nicht gewachsen. Die Kunstgriffe der Politik, womit Venedig sich ehmals aus den gefährlichsten Lagen gerettet hatte, scheiterten gegen die Einigkeit der Verbündeten. Kleinmütigkeit trat an die Stelle des republikanischen Stolzes, und stekte selbst die Edelsten im Volke an. Eben der Senat, der noch vor wenig Monaten die Herschaft über Italien an sich zu reißen drohte, kante iezt kein Mittel, als Bitten und Aufopferungen. Um das Ungewitter abzuleiten, eilte man den Wünschen der verbündeten Fürsten zuvor. Freiwillig wurde das ganze feste Land abgetreten, und Venedig schränkte seine Herschaft auf die Sümpfe und Lakunen ein, aus denen es entstanden war. Dieser verzweifelte Entschluß befriedigte die Wünsche der Fürsten, ohne ihren Haß zu besänftigen. Man wandte flehende Bitten an, um das Herz des Kaisers zu erweichen; aber seine eigene Schwäche machte ihn hart, und der gegenwärtige Fall, da sein Ansehen einiges Gewicht in Italien erlangte, solte ihn für alle ergangenen schadlos halten, da man es verspottet hatte. Selbst der Pabst trieb seine Rachgier und seine Forderungen aufs höchste. Der Name eines Vaters der Christenheit war in diesen Augenbliken zu Venedig ein Abscheu geworden, und der Se-

nat entglühte so sehr über die Grausamkeit des Pabstes, daß er ihm in öffentlicher Versamlung den Titel eines Henkers beilegte. *)

Dieser lezte Stoß, unter dem die Republik zu erliegen glaubte, war der Quell ihres rükkehrenden Lebens. Die knechtische Demütigung der venetianischen Gesandten hatte den päbstlichen Zorn gesättiget. Julius zeigte nur noch äußerliche Strenge, um die Versöhnung zu einem desto höheren Preis anzuschlagen; aber seine Rachgier hatte einen andern Gegenstand gewählt, und aus der vorübergehenden Heftigkeit, mit der er Venedig verfolgte, trat endlich der Haß, den er gegen Frankreich empfand, unversönlich hervor.

Die politische Feindschaft zwischen diesen beiden Höfen war durch persönliche Beleidigungen verstärkt worden. Von jeher hatte Ludwig dem Pabste seine herzliche Verachtung bezeugt. Oft schalt er ihn in Gegenwart des ganzen Hofes einen Trunkenbold, und Julius kante seine Schwächen zu gut, um diese Benennung für einen bloßen Scherz gelten zu lassen. Er haßte den König doppelt in dem Kardinal von Amboise, seinem vormaligen Mitwerber um den päbstlichen Stuhl, dessen Hand er täglich an seiner Krone zu fühlen glaubte. Die Eifersucht des Pabstes gegen eine so verderbliche

Macht

*) Bembi histor. Venet. lib. 8.

Macht war mit dem Glük, welches die Waffen des Königs von Frankreich begleitete, gewachsen. Er fürchtete, Venedigs Vertilgung möchte sein eigenes Dasein erschüttern, und diente sich selbst, indem er diesem Staate die Hand bot.

Durch die veränderten Gesinnungen, welche Julius bliken ließ, verlohr das Bündnis einen großen Teil seiner vorigen Haltung. Eine noch freundlichere Aussicht ging den Venetianern in der Nachläßigkeit des Kaisers auf, der zu dem ganzen Kriege bisher nichts, als den Namen hergegeben hatte. In der fortdauernden Gewonheit, nie bei Gelde zu seyn, verließ er sich lediglich auf Frankreichs Beistand, und auf die Kunst, überspante Entwürfe zu machen, die niemand ausführen wolte. Den König Ludwig, der ihn in den Besiz so vieler italiänischen Städte gesezt hatte, glaubte er hinlänglich dadurch abgefunden, daß er, wie er sagte, ein zu Speier aufbewahrtes Buch verbrennen ließ, welches alles Unrecht enthielt, was die Könige von Frankreich von ieher dem teutsche Reiche zugefügt hatten *). Für diesen Preis hatte sich Ludwig allerdings hinlänglich bemüht. Er wurde es überdrüßig, länger einem Bundesgenossen zu dienen, der nichts weiter that, als Geld verzehren; und nachdem er alles angewandt hatte, um den Kaiser in Bewe-

*) Guicciard. Tom. 1. lib. 8.

wegung zu sezzen; nachdem er hier durch die Lauigkeit, dort durch das Mistrauen der Verbündeten von weitern Eroberungen abgehalten wurde, kehrt' er nach Frankreich zurük. Seine Abreise schwächte Maximilians Ansehen, und erhob den Mut der Venetianer. In kurzer Zeit gelang es ihnen, die Bruchstüke ihrer zerstreuten Herschaft zu sammeln, und Padua wieder zu erobern. Der Gewinn dieser Stadt war entscheidend. Maximilian, der zu spät erwachte, und mit einem großen Heer, und mit den schwersten Kanonen, die er aus allen Zeughäusern zusammenbringen konte, sich vor Padua lagerte, richtete nichts aus, als daß er eine Stadt beschoß, die er hätte besizzen können. Sein Heer ging unverrichteter Sache aus einander, und die wenigen Truppen, die ihm Ludwig zurükgelassen hatte, reichten kaum zu, Verona zu behaupten.

Der König von Spanien hatte, nachdem seine Anforderungen an Venedig durch Rükgabe der Städte in Apulien befriediget worden waren, keinen unmittelbaren Anteil an dem Bündnis genommen. Aber indem er sorgfältig über ieden Vorfall wachte, indem er durch seine Gesandten bald zu Mäßigung rieth, bald zur Thätigkeit aufmunterte, hatte er dem Bündnis eine Gestalt gegeben, aus welchem alle Verhältniße, die er herbeizuziehen wünschte, sich von selbst entwikelten. Venedigs Erhaltung lag

ihm

ihm eben so-sehr am Herzen, als dem Pabst; und wenn gleich seine Eifersucht verstekter gegen den König von Frankreich würkte, so war sie doch nicht minder brennend. Er muste, ehe er sich gegen diese Krone erklärte, von ihr alle die Dienste erpreßen, die sie ihm leisten konte, und der wichtigste, der noch übrig blieb, war eine Vermitlung bei dem Kaiser, um dessen Einwilligung zu Kastiliens Regentschaft zu erhalten.

Ludwig, der seit dem lezten Gespräche zu Savona eine günstigere Meinung von Ferdinands Tugenden angenommen hatte, zeigte bei dieser Gelegenheit mehr gutes Herz, als Menschen- und Staatskentnis. Zu seinem Nachteil räumte er den einzigen Umstand hinweg, welcher bisher den Kaiser und den König von Spanien gehindert hatte, Frankreichs Schwächung als einen gemeinschaftlichen Zwek zu verfolgen *). Was Maximilian im Glük vielleicht nie bewilliget haben würde, betrachtete er in dem Verfall seiner Angelegenheiten, als eine leichte Aufopferung. Durch einen Traktat, der zu Blois geschlossen wurde, überließ er Ferdinanden Kastiliens Regentschaft auf so lange Zeit, bis ihr Enkel Karl das fünf und zwanzigste Jahr erreicht haben würde, unter der Bedingung,

*) Daniel hist. de France Amsterd. 1755. Tom. 9. p. 333.

gung, daß Ferdinand ihm und dem Prinzen iedem alliährlich funfzig tausend Dukaten zahlen und ihm zu Wiedereroberung seiner Pläze gegen Venedig beistehen solte *).

Die Verdienste, welche Ludwig um den katholischen König erworben hatte, waren so groß, daß er von diesem Vertrage, der Ferdinanden in den ganzen Genuß seiner vorigen Macht einsezte, eine aufrichtige Beiwirkung zum Besten der Ligue erwartete. Aber er überlegte nicht, daß eben die wohlwollenden Bemühungen, womit man andre Menschen unwiderstehlich anzieht, den katholischen König zurükstießen. Der Boden war erschöpft, aus dem Ferdinands eigennüzige Freundschaft bisher Nahrung gezogen hatte. Sobald ihm Ludwig die Feßeln abgenommen hatte, die ihn in Kastilien einengten, erhob er die Hand, um seinen Befreier niederzuwerfen. Seine Absichten geselten sich näher mit den Absichten des Pabstes zusammen, und alles wurde vorbereitet, die Macht des Bündnißes, dem Ludwig bisher den Druk allein gegeben hatte, allein wieder auf ihn zurükfallen zu lassen.

1510. Die Gelegenheit, welche Julius zum Bruche mit dem König von Frankreich suchte, fand sich bald an einem päbstlichen Vasallen, dem Herzog Alfons von Ferrara. Wegen

ei-

*) Garibay T. 2. lib. 20. c. 12.

einiger unbilligen Forderungen, die ihm dieser versagte, erklärte er ihn für einen Rebellen, und wegen des Schuzes, den ihm Ludwig angedeihen lies, hielt er es der Mühe werth, die Mächte von ganz Europa gegen den König von Frankreich in Harnisch zu bringen. Nicht genug, daß er den Venetianern die ihnen bisher noch immer nicht zurükgenommenen Kirchencensuren erließ; er behandelte sie öffentlich als Bundesgenossen, und machte mit ihnen gemeinschaftliche Sache. Aus den Gebürgen der Schweiz suchte er Feinde herbeizuziehen, und die Einwohner gegen den Fürsten aufzuwiegeln, der bisher ihren Truppen den meisten Sold und Unterhalt gereicht hatte. Dem König von England, Heinich dem Achten, einem unerfahrnen raschen Jüngling, stelt' er den Ruhm vor, den er davon tragen würde, als ein treuer Sohn der Kirche zu glänzen, und reizte ihn zu einem Einfall in Frankreich. Am unentbehrlichsten aber war ihm der Beistand des Königs von Spanien, der mit gewohnter Schlauheit seine wahren Gesinnungen bis iezt zurükhielt, um sie dem besorgten Pabst nicht anders, als gegen einen wichtigen Vorteil auszuwechseln.

Lange nemlich hatte Ferdinand an dem päbstlichen Hofe um Neapels Belehnung angesucht, sie aber zur Zeit in der Vollständigkeit, wie er wünschte, nicht erhalten können. Seinem Begehren stand die lezte Investitur unter

Ale-

Alexander dem Sechsten entgegen, welche zur Hälfte auf Frankreich gerichtet worden war, und auch nach dem lezten zwischen beiden Kronen errichteten Vertrage solte die Hälfte dieses Reiches, wenn Ferdinand ohne Kinder sterben würde, auf Frankreich zurükfallen. Die Verlegenheit hatte dem König damals einen so nachteiligen Vertrag abgedrungen; iezt glaubt' er, sei der Zeitpunkt gekommen, die Fehler desselben gut zu machen. Der Haß des Pabstes gegen Frankreich erleichterte iede Schwierigkeit, und es war ihm mehr eine erwünschte Genugthuung, als eine Aufopferung, sich auf Kosten dieses Hofes enger mit Spanien zu vereinigen. Julius erklärte daher Frankreichs Rechte an Neapel für verfallen, aus dem sehr sonderbaren Grunde: weil Ludwig in dem mit Ferdinanden errichteten Vertrage ohne päbstliche Einwilligung eigenmächtige Verfügungen über das Königreich getroffen habe. Er erteilte solches Ferdinanden zur Lehne, und erließ ihm den iährlichen Tribut, den die ehmaligen Könige von Neapel zu entrichten pflegten. Nichts als die Obliegenheit blieb ihm übrig, drei hundert schwere Reiter zu Vertheidigung des Kirchenstaates zu halten, und alle drei Jahre einen weißen Zelter als Zeichen der Lehensunterwürfigkeit nach Rom zu senden.

Sobald Julius auf diese Art die Ruten gebunden hatte, womit er den König von Frankreich

reich aus Italien zu treiben drohte, brach seine Feindschaft auf eine ungestüme Art los. Er überzog Ferrara mit Krieg; er brachte die Schweizer in Bewegung, und unterließ kein Mittel, das ihm Rache und Wut eingaben, um Genua und die übrigen Pläze, welche unter Frankreichs Herschaft gehörten, in Aufruhr zu bringen. Allein die Hizze des päbstlichen Karakters eilte der Ueberlegung zuvor, und indem er alles mit Heftigkeit erzwingen wolte, schlug ihm der gröste Teil seiner Erwartungen fehl. Die Bundesgenossen, die ihm thätigste Hülfe versprochen hatten, erfülten ihr Versprechen zu saumselig, oder blieben ganz in Unthätigkeit, und der Pabst, der den König von Frankreich mit einem einzigen Feldzuge zu erdrüken glaubte, sah sich außer Stande, einen kleinen Vasallen, den Herzog von Ferrara, zu bezwingen. Demohngeachtet blieb er entschlossen, nicht das Geringste von den harten Forderungen, die er gemacht hatte, nachzulassen. Der unbändige Geist dieses Mannes schien aus dem Unglüke neue Kräfte zu schöpfen. Er rafte sich desto drohender empor, ie tiefer er darnieder lag, und hofte desto hiziger von der Zukunft, was ihm die Gegenwart versagte. Rom wurde ihm in diesen Augenbliken zu enge. Er begab sich nach Bologna, um das Heft selbst zu führen, und den schläfrigen Gang des Feldzuges aufzumuntern. Die Krankheiten eines

schwäch-

schwächlichen durch Alter entnerveten Körpers, die Gefahren der Gefangenschaft, denen er zu mehrerenmalen nur mit Mühe entrann, die erlittenen Niederlagen, nichts war vermögend, ihn zurükzuschreken. Er führte den Krieg mehr wie ein gemeiner Soldat, als in der Würde eines Oberhauptes der Christenheit. Der Belagerung von Mirandola wohnte er mitten im härtesten Winter persönlich bei. Er ritt durch das Lager, richtete selbst das Geschüz, schalt die Hauptleute, die ihre Schuldigkeit nicht thaten, mit heftigen Worten, und frischte die Manschaft durch eben die Begierde der Plünderung, die er selbst am stärksten empfand, zur Tapferkeit auf.

1511. Der König von Frankreich hatte verschiedene Versuche gemacht, sich mit dem Pabste auszusöhnen. Er fühlte, daß das höchste Glük ihm zulezt gefährlich werden, und die Waffen von ganz Italien auf den Hals ziehen könte. Seine schwangere bigotte Gemalin besorgte, sie würde ihr Kind nicht austragen, so lange ihr Gatte den Krieg gegen den Pabst fortsezte, und Ludwig war ein zu guter Hausvater, um ein großer König zu seyn. Selbst nachdem sein Feldherr Trivulce die Stadt Bologna eingenommen, und das ganze päbstliche Heer in die Flucht geschlagen hatte; als ihm der Weg ungehindert bis Rom offen stand, ließ er, statt den Sieg zu nuzzen, sich herab, den

Pabst um Verzeihung zu bitten, und erwartete, daß dieser den dargebotenen Frieden annehmen würde. Aber so unzeitige Mäßigung hatte keine andere Würkung, als den Stolz des Pabstes zu erhöhen, und seinen Has zu erbittern. Er wies die sanftesten Bedingungen mit Verachtung zurük, und erklärte: daß er die Franzosen aus Italien vertreiben wolte, solt' er auch darüber zu Grunde gehen.

Einen so unversöhnlichen Feind konten nur die heftigsten Maasregeln zwingen, gerecht zu seyn. Das einzige Schrekbild, welches die Päbste zittern machte, und wovon sich Ludwig am meisten versprach, war die Anberaumung eines Koncilium. Er hatte in dieser Absicht ein engeres Bündnis mit dem Kaiser zu Blois geknüpft, und einige misvergnügte Kardinäle, die aus Rom geflohen waren, nach Mailand gelokt. Die Misbräuche, welche sich in die Kirche eingeschlichen hatten, und die Verordnungen der Kirche selbst rechtfertigten eine so feierliche, seit mehreren Jahren aufgeschobene Versammlung der Christenheit. Das Koncilium wurde zu Pisa angeordnet, und der Pabst in Person darauf vorgeladen.

Man kann leicht denken, wie Julius, der einen gegen ihn geführten Krieg schon so hoch aufnahm, sich gegen den schmerzlichsten Streich, der seiner Würde versezt werden konte, empörte. Banstrulen, Scheltworte, Verunglimpfungen,

alles

alles regnete vereint auf Ludwig, und auf die Anhänger der neuen Kirchenversamlung herab. Durch ein Koncilium, das er selbst nach Rom berief, bemühte' er sich, das Ansehen des französischen zu hemmen, und ihm eine gehäßige, nach Kezerei und Aufwieglung strebende Absicht unterzuliegen. Er suchte die Waffen der ganzen Welt gegen eine solche Frevelthat zu erkaufen, und der Anteil, den das übrige Europa an einer so ungewöhnlichen Begebenheit nahm, war würklich groß genug, um seinen Beschwerden Gültigkeit zu verschaffen. Die Macht des Pabstes galt damals noch als ein unmittelbares göttliches Vermächtnis, das niemand ungestraft berühren konte. Ludwig selbst hatte erst hierbei die Geistlichkeit seines Landes versammelt, und um Rath befragt; und obgleich die Sizungen würklich zu Pisa ihren Anfang nahmen, so erschienen die französischen Bischöfe doch sehr ungern, und die teutschen gar nicht. Man muste sogar das Koncilium in der Folge, wegen des Abscheues, den das gemeine Volk in Pisa daran nahm, nach Mailand versezzen.

Der Krieg, der bisher nur um weltliche Herschaft geführt worden war, schien durch diese unerwartete Wendung eine dringende Angelegenheit der Religion und der Kirche zu werden. Alle christlichen Fürsten sahen sich aufgefordert, den päbstlichen Stuhl zu vertheidigen, und Ferdinand war keiner der geringsten, der

auf

auf diese Ehre Anspruch machte. Durch die übertriebenste Verstellung war es ihm bisher gelungen, öffentlich den Karakter der Mäßigung beizubehalten, dem er heimlich so schnurstraks entgegen handelte. Seine Unterhandlungen mit auswärtigen Höfen, und die Vorschläge, die er so wiederholt zur Herstellung der Ruhe in Italien that, hatten keinen andern Zwek, als den Samen der Zwietracht immer stärker noch auszustreuen. Sein Name stand selbst anfangs unter den Urhebern des pisanischen Koncilium verzeichnet, und er trug kein Bedenken, zu gleicher Zeit den Unwillen des Pabstes zu reizen, und die Schritte des Königs von Frankreich zu billigen. Um allen Verdacht gegen sich einzuschläfern, ließ er bekannt machen, daß er dem Feldzuge gegen die Mauren in Afrika persönlich beiwohnen wolle. Unter diesem Vorwande erpreßt' er große Summen von den arragonischen und kastilischen Ständen, die eine Unternehmung in Italien nicht so freigebig unterstüzt haben würden. Seine Manschaft stand unter den Waffen, seine Flotten waren ausgerüstet; keine schiklichere Gelegenheit, als die Beschüzung der Kirche, konte sich darbieten, um die feindseligste Gesinnung zum christlichen Eifer, und den ungerechtesten Angrif zum göttlichen Beruf zu erhöhen.

Ein Bündnis, das unter dem Namen der heiligsten Ligue zwischen Ferdinanden, dem Pabst

und

und Venedig geschlossen wurde, brachte endlich die Gesinnungen des katholischen Königs ans Licht. An allen bisherigen Verbindungen in Italien hatte er immer nur als Mitglied Teil genommen; diesmal stelt' er sich an die Spize. Er trug die meiste Manschaft bei, und das ganze Heer der Verbündeten wurde dem Befehle seines Feldherrn, des Vicekönigs von Neapel, Raymund de Cordonna unterworfen. Ihr gemeinschaftlicher Zwek ging dahin, die Einigkeit der Kirche zu vertheidigen, und dem Pabst zum Besiz von Bologna und andrer Pläze, die ihm mittelbar oder unmittelbar gehörten, wiederzuverhelfen. Jeden, der sich diesen Absichten widersezzen würde, worunter man hauptsächlich den König von Frankreich und seine Anhänger verstand, wolte man mit vereinten Waffen aus Italien treiben. Um auch hier keine Misdeutung statt finden zu lassen, behielt man dem Kaiser und dem König von England ausdrüklich den Beitritt zu dem Bündnis vor. Von dem erstern war man überzeugt, daß er das Koncilium nur lau unterstüze, und, nach einer Ausshnung mit Venedig, sich leicht entschliessen werde, auf die Seite des Pabstes zu treten. Der andre hatte ohnlängst Ferdinands Tochter Katharina geheuratet. Die Achtung, die er für seinen Schwiegervater besaß, leitete ihn eben so sehr, als der angeerbte Haß gegen Frankreich, und der Titel des Allerchrist-

christlichsten, welchen der Pabst auf sein Haus zu verpflanzen versprach, erfüllte ihn mit heißer Begierde, die Sache der Kirche zu verfechten.

Sobald der Krieg gegen den König von Frankreich entschieden war, sezte sich der spanische Feldherr mit dem Heer, das er zu Neapel versammelt hatte, in Bewegung. Die Absicht Ferdinands, der allenthalben das sicherste wählte, ging dahin, den Krieg in die Länge zu ziehen, bis der Kaiser und der König von England sich für das Bündnis erklärt haben würden. Bei beiden betrieb er die Unterhandlung mit Glük, und es ließ sich unfehlbar erwarten, daß Frankreich, aller Bundesgenossen beraubt, nicht vermögend seyn würde, so vielen Feinden auf einmal zu widerstehen. Aber die Hize des Pabstes, die schon so viel verdorben hatte, und auch diesmal hartnäkig auf der Wiedereinnahme von Bologna bestand, gab dem Feldzuge gleich anfangs eine nachteilige Wendung.

Um dem Pabst gefällig zu seyn, hatte das 1512.
vereinte päbstliche und spanische Heer Bolognas Belagerung in der rauhsten Jahreszeit zu Anfange Januars unternommen. Eine Menge Schwierigkeiten, welche den Fortgang hinderten, wurden durch die langwierigen Beratschlagungen, die man unter den Mauern der Stadt anstelte, noch schwüriger. Der Vicekönig war ein Mann, dem es eben so sehr an

Tapferkeit, als an Erfarung gebrach, und der wegen seines zierlichen Wesens von dem kriegerischen Pabst nur die Dame von Cardonna genant wurde. Unvermögend, selbst einen Plan zu entwerfen, muste er sich auf die Fähigkeiten seiner Unterfeldherrn verlassen, und diese hegten aus Eifersucht immer entgegengesezte Meinungen. Peter von Navarra hatte vor allen bei dem Vicekönig ein solches Ansehen erworben, daß er dessen Rat blindlings befolgte. Die Talente dieses Kriegers gaben ihm ohnstreitig ein hohes Verdienst, und rechtfertigten das in ihn gesezte Zutrauen; aber allzuleichtsinnige Vermessenheit und allzuheftige Rumsucht ließen ihn oft das Bessere verwerfen, um das Gefahrvollere zu wälen. Im Eifer für die Mienen, die er gewissermassen als seine Erfindung betrachtete, und auch hier mit Erfolg anzubringen hofte, wurden alle andern zweckmäßigen Anstalten vernachläßiget. Man vergaß über die Stadt den Feind, und die ältesten Feldherrn, die sich Meister in der Kunst dünkten, wurden diesmal durch einen Jüngling überrascht, der noch keine Lehrjahre aufweisen konte.

Gaston de Foix, Herzog von Nemours, ein Bruder der Königin von Spanien, hatte jüngst die Viceregentenstelle in Mailand, und iezt die Befehlshaberschaft über das französische Heer erhalten. Die Natur durch eine seltne

Mi=

Mischung von iugendlichem Feuer und von prüfender Kälte hatte diesen Feldherrn im zwei und zwanzigsten Lebensiahre schon zum Helden geweiht. Von Finale aus, wo die französische Manschaft sich sammelte, eilte er der belagerten Stadt zu Hülfe. Eine unsichtbare Gewalt schien ihn den Augen der Feinde zu verbergen, und durch einen unerklärbaren Glüksfall befand er sich mit dem ganzen Heere in dem Innern der Stadt, als man noch außen über die Mittel ihm zuvorzukommen beratschlagte. Die Nachläßigkeit der Verbündeten überstieg selbst Gastons Vorstellung, und weil ihm nichts davon auch nur von fern ahndete, unterließ er einen unvermuteten Angrif auf das feindliche Lager. Ihre Unwissenheit dauerte bis zum folgenden Tage fort, wo ein Gefangener sie zuerst von der Anwesenheit des französischen Feldherrn unterrichtete, und zum schleunigsten Aufbruch nötigte.

Zwei Bundesgenossen waren von Bologna verscheucht. Die dritten, die Venetianer, welche abgesondert ihre Macht dem Kaiser entgegen sezten, hatten eben damals Brescia eingenommen. Gaston eilte, ihnen diese Stadt, die man den reichsten Italiens beizälte, zu entreißen. Unterwegens schlug er den venetianischen General Baglioni. Brescia wurde mit Sturm erobert. Acht tausend Venetianer büßten hier ihr Leben ein, und eine Beute, die man auf

drei Millionen Thaler schäzte, fiel in die Hände der Franzosen. Diese Reihe von Siegen, die den Ruhm eines ganzes Feldzuges gemacht haben würden, war das Werk von funfzehn Tagen. Gastons Name fülte ganz Italien mit Schreken, und flößte den Verbündeten, statt der bisherigen Hofnungen, ein beunruhigendes Mistrauen auf ihre eignen Kräfte ein.

Ferdinand hatte dem Vicekönig von Cardonna den wiederholten Befehl gegeben, eine Hauptschlacht auf das sorgfältigste zu vermeiden. Aber eben diese Gründe, die ihn hiezu bewogen, nötigten den König Ludwig, den Augenblik der Entscheidung so sehr als möglich zu beschleunigen. Die Feinde Frankreichs, die bisher ruhig zugesehen hatten, drohten das heiligste Bündnis mit ihrer ganzen Macht zu verstärken. England hatte sich zum Beitritt erklärt, und nach dem Zeugnis der italiänischen und französischen Schriftsteller *) war es ein päbstliches Schif voll köstlicher Weine und Lekerbißen gewesen, welches den schwankenden Entschlus des Parlaments bestimt hatte. Der Verdacht gegen den Kaiser nahm täglich zu. Die großen Anforderungen, die er an Frankreich machte, und die man unmöglich alle erfüllen konte, gaben ihm hinreichenden Vorwand zur Trennung. Ein Waffenstilstand, den er endlich

*) Guicciard. lib. 10. Daniel.

lich mit den Venetianern zu einer Zeit schlos, als ihre Hofnung gänzlich darniederlag, schien ein sicheres Merkmal, daß die Unterhandlungen mit Spanien in der Hauptsache gelungen waren. Einen gleich gefärlichen Einfall hatte Frankreich von den Schweizern zu befürchten, die, ohngeachtet ihrer Armut, iezt Ludwigs Sold verachteten, um einige schimpfliche Reden, die er gegen sie ausgestossen hatte, zu rächen.

Nur die schleunigsten und gewagtesten Unternehmungen konten den Zusammenflus so vieler Feinde hindern. Der Befehl, welchen Ludwig erteilte, stimte mit Gastons Ehrbegierde überein, der iezt keine Gelegenheit versäumte, das verbündete Heer zu einem Haupttreffen zu loken. Nach verschiednen vergeblichen Versuchen belagert' er endlich Ravenna, in Hofnung, daß vorzüglich der Pabst die Wegname einer Stadt, die in seinem Gebiete lag, nicht gleichgültig zulassen werde. Die Vorsicht, welche die Verbündeten zu Verteidigung dieser Stadt anwandten, rechtfertigte Gastons Erwartungen. Sie hatten einen ihrer besten Generale, Markus Antonius Kolonna, mit einer starken Manschaft dorthin abgesandt, und, weil dieser nicht auf gutes Glük sich in einen so gefärlichen Plaz einschließen lassen wolte, hatten der spanische Vicekönig und die übrigen Anfürer ihr Wort gegeben, daß, sobald die Franzosen vor Ravennas Mauern erscheinen würden, sie mit

dem

dem ganzen Heere zum Entsaz herbei eilen wolten.

Das Versprochene ging in Erfüllung. Kaum war die Belagerung angefangen, als die Verbündeten herbei rükten. Ein Sturm, welchen Kolonna glüklich zurüktrieb, gab ihnen Mut, sich einige Meilen von der Stadt im Angesichte des Feindes zu verschanzen. Die Notwendigkeit zu schlagen, war indessen bei den Franzosen dringender, als iemals geworden. Die Teutschen, welche sich bei ihrem Heere befanden, und deren Zahl auf fünf tausend Mann stieg, hatten von Maximilian Befehl erhalten, sich zu entfernen, und bei Lebensstrafe nicht gegen die Spanier zu fechten. Das Glük lieferte das Schreiben des Kaisers in die Hände eines teutschen Offiziers, der dem französischen Dienst sehr ergeben war, und solches auf eigne Gefahr zurükhielt *). Gaston muste nunmehr den Feind in seinen Verschanzungen angreifen, und er that es mit derienigen Entschlossenheit, welche seine Unternehmungen vom Anfange des Feldzuges auszeichnete. Die Franzosen richteten ihr ganzes Geschüz auf das Lager der Verbündeten, und die Würkungen, die sie hervorbrachten, überstiegen alle Erwartungen. Durch einen sonderbaren Eigensinn des Navarrers, der das Heer allzulange untätig hinter den Boll-

wer-

*) Daniel hist. de France Tom. 9. p. 424.

werken zurükhielt, wurde ihre Reiterei fürchterlich zusammengeschossen. Fabriz Kolonna entrüstet, daß, den Launen eines Fremdlings zu Gefallen, Ehre und Leben so vieler Tausende preis gegeben wurde, brach endlich, ohne die Befehle des Vicekönigs abzuwarten, aus dem Lager hervor, und der Navarrer sah sich genötiget, das Zeichen zum allgemeinen Angrif zu geben.

Eine der blutigsten Schlachten began iezt, deren man sich iemals in Italien erinnern konte. Beide Heere fochten mit bewunderungswürdiger Tapferkeit; nur das Beispiel der Feldherrn gab den Ausschlag, und unglüklicherweise stand der spanische weit hinter dem französischen zurük. Im Getümmel des Treffens, als schon mehrere berümte Anfürer geblieben waren, floh der Vicekönig von Cardonna zuerst, und riß die Reiterei mit sich fort. Das spanische Fusvolk that am längsten Widerstand, und zog sich selbst nach dem Verluste der Schlacht in einer Ordnung zurük, welche den Neid des französischen Generals erregte. Gaston glaubte nur halb gesiegt zu haben, wenn er einem Teil der Feinde diese Ehre gönte. Ungestüm brach er mit einer Handvoll Reiterei auf sie ein; aber diese kühne That, womit er den Sieg zu krönen dachte, kostete ihm das Leben. Er wurde von den Spaniern umringt, und todt zur Erde gestrekt. Mit ihm lagen die edelsten Feldherrn

bei=

beider Teile getödtet auf dem Schlachtfelde. Die Zahl der Gebliebenen wird ungewiß von einigen auf achtzehn, von andern nur auf zehn tausend angegeben. Das Heer der Verbündeten hatte sich gänzlich zerstreut. Die Franzosen behaupteten wegen der stärkern Manszahl zwar das Feld; aber mit einem solchen Verlust, daß, wie Zurita sagt, das Volk, welches übrig blieb, kein Heer genant werden konte, sondern einer Schlange glich, die in der Mitte geteilt, noch fortlebt. *)

Alle Anzeichen schienen nach einer so verheerenden Schlacht den Verbündeten einen gänzlichen Untergang in Italien zu drohen. Ravenna nebst vielen andern päbstlichen Plätzen beugten sich unter die Herschaft des Siegers. Der beherzte Julius zitterte zu Rom mitten unter einer Anzahl furchtsamer Kardinäle, die den Feind schon vor den Thoren glaubten, und dringend um Frieden mit dem König von Frankreich baten. Selbst Ferdinand hielt den Schaden für so unheilbar, daß er in der ersten Beängstigung, das bitterste Rettungsmittel, das sich ihm darbot, die Zuflucht zu dem großen Kapitain nicht verschmähte. Dieser Feldherr hatte nach langem vergeblichen Bitten um die ihm versprochne Großmeisterschaft von St. Jakob, in gänzlicher Abgeschiedenheit vom Hofe

und

*) Zurita Tom. 6. l. 9. c. 61.

und von allen Geschäften zu Loxa gelebt. Mit deutlichen Merkmalen der königlichen Ungnade behaftet, schien er auf alle Genugthuung, die ihm ein undankbarer Fürst leisten konte, Verzicht thun zu müssen, als er durch einen ehrenvollen Ruf, aus der Dunkelheit, die ihn begrub, hervorgezogen wurde. An ihm glaubten die Verbündeten den einzigen Mann zu finden, dessen Kraft vermögend wäre, Frankreichs überströmendes Glük zu dämmen. Der Eroberer Neapels solte zum zweitenmal in Italien gegen einen Feind auftreten, der alle andere Feldherrn schrekte, und nur vor ihm zu fliehen gewohnt war. Konsalvo erhielt den unvermuteten Befehl, ein Heer nach Italien zu führen, welches zu Malaga mit großer Eil gesammelt wurde. Eine unglaubliche Menge Angeworbener und Freiwilliger fand sich ein, um unter der Anführung eines so berühmten Feldherrn zu dienen. Die Jünglinge aus den vornensten Geschlechtern strömten seinen Fahnen zu, und mit einem Ruhm, der gleichsam wieder aufgewekt wurde, schien er zum erstenmal die wärmenden Stralen des Glükes zu fühlen, das ihn bisher geflohen hatte. Der große Zwek, zu dem Konsalvo bestimt war, Italien aus Frankreichs Ketten zu erlösen, überzeugte ihn von dem rükkehrenden Vertrauen des Königs. Nie glaubte er die Prüfung seiner bezweifelten Treue mit mehrerer Ehre, als iezt bestehen

zu können, und in dem neuen Glanz künftiger Thaten sah er die misgünstigen Nebel verschwinden, die bisher zwischen ihm und Ferdinanden sich aufgezogen hatten. Der verführerische Rausch eines Augenbliks war es iezt, der den großen Kapitain hinterging, und ihm mit der Grosmut eines Königs schmeichelte, dessen Denkungsart er selbst nach ganz andern Erfarungen beurteilen konte. Ein Zufall hatte des Königs Einbildungskraft überrascht, und ihm mit der Vorstellung dringender Gefaren Konsalvos Wahl abgenötiget. Ein gleicher Zufall zerstreute diese Schreken, und erlaubte Ferdinanden, zu den Grundsäzen zurükzukehren, die er nie, so lange er in der Folge lebte, wieder verläugnete.

Die Franzosen hatten nach der Schlacht bei Ravenna eine von den plözlichen Veränderungen erfaren, womit nur selten das Glük seine Günstlinge in ganzen Völkerschaften bestraft. Ein Sieg, den man nicht volkomner denken konte, der ihnen die festesten Pläze zu öfnen, den wildesten Gegner zu unterwerfen schien, war in dem Augenblike des Genußes verderblich geworden. Die Schweizer, ein Volk, das man bisher gering geschäzt hatte, war in der Zahl von beinahe achtzehn tausend Mann nach Mailand eingedrungen. Sie rißen den Franzosen das Schwerd aus der Hand, womit diese ganz Italien zu verheeren drohten. Um ihnen Widerstand zu thun, muste der französi-

sche General, Herr von Palice, seine Truppen nach Mailand zurükziehen, und alle die Städte in Romagna entblößen, welche iezt mit leichter Mühe in die Hände des Pabstes zurükfielen. Der vereinte Druk eines so kraftvollen Haufens drängte auf Mailand mit einer Gewalt, welche die entnervten Franzosen nicht auszuhalten vermochten. Der Widerwille der Mailänder selbst empörte sich gegen ihre ehmaligen Beherscher, und zwang sie, ein Land, das sie kürzlich erobert hatten, mit dem Rüken anzusehen. Die Flamme, die hier ausbrach, zündete das übrige lokre Gebäude ihrer Herschaft in Italien an. Genua warf das lange mit Ungedult getragene Joch ab, und binnen Zeit von ungefär dritthalb Monaten hatten die Franzosen den grösten Teil ihrer Besizungen in Italien, bis auf einige Festungen, verloren.

Die Sicherheit der Ligue in Italien änderte Ferdinands Plan, und verwandelte die königliche Wohlthat, die Konsalvo durch Anfürung eines Heeres zu erhalten glaubte, in eine wo möglich noch drükendere Beleidigung, als er ie vorher empfunden hatte. Die von ihm zum Teil mit eigenem Kostenaufwand bestrittenen Zurüstungen wurden durch einen schleunigen Gegenbefehl gehemt, er selbst aber zu seiner ehmaligen Untätigkeit verwiesen. Nie fühlte sich dieser Feldherr mehr gedemütiget, als iezt, da er an der Spize eines großen Heeres die Ver-

nich-

nichtung aller der Hofnungen erfaren muſte, die ihm mit neuer Größe geſchmeichelt hatten. Durch die Geſchenke, die er den Soldaten und Offizieren machte, um ſie wegen des rükgängigen Feldzuges zufrieden zu ſtellen, hatte er ſich in eine unüberſehbare Schuldenlaſt geſtürzt; und wenn man der Sage trauen darf, ſo war es eine geheime Abſicht des Königs geweſen, den großen Kapitain zu einem ſolchen Koſtenaufwand zu verleiten, um ihn als dürftigen Schuldner ſelbſt in den Augen des gemeinen Mannes, der nur an äußerm Prunk hängt, zu erniedrigen.*) Er führte die bitterſten Beſchwerden gegen Ferdinanden, und ſchrieb ihm die empfindlichſten Briefe, ohne eine vorteilhafte Antwort zu bewürken. Mit einer Härte, die nur dieſem König eigen war, ſchlug er ihm die geringſte Gnadenbezeigung ab, und erlaubte ihm nicht einmal, ſich auf ſeine Herſchaft nach Terranova zu begeben; eine Bitte, die, weil ſie ſich auf Neapel bezog, Ferdinand ſchon allein für eine Art von Empörung zu halten geneigt war.

Außer der Freude, ſich von dem Beiſtande eines überläſtigen Feldherrn befreit zu ſehen, genoß Ferdinand damals noch eine andere Befriedigung, die durch ihre Wichtigkeit, und durch den Grad ihrer gelungenen Täuſchung den politiſchen Ruhm des Königs eben ſo ſehr erhob, als

ſie

*) Paul Jov. vita Conſalvi.

sie seinen Privatkarakter herabsezte. Er hatte den König von England zu einem Einfall in Guienne überredet, und in dieser Absicht seine Truppen mit den englischen zu vereinigen versprochen. Die Hofnung, ein Herzogtum wieder zu gewinnen, worauf die Könige von England einen veriährten Anspruch machten, reizte Heinrich den Achten, einen entfernten kostspieligern Krieg dem nähern und gemächlichern gegen Calais vorzuziehen. Er rüstete ein Heer von zehn tausend Mann zu dieser Unternehmung aus, deren rumvolle Aussicht alle junge Edelleute unter die Waffen versammelte, und deren Ausfürung dem Marquis von Dorset übertragen wurde. Ferdinand zeigte außerordentliche Willfärigkeit, und sandte spanische Schiffe zu Abholung der Manschaft. Die englische Flotte langte glüklich zu Los Paßages, einem Meerbusen in Guixuzcoa an, und niemand erriet etwas von den verstekten Absichten des katholischen Königs.

Dicht an Guienne gränzte das Königreich Navarra, das ehmals abwechselnd von Ludwigs und von Ferdinands Vorfaren besessen, die Aufmerksamkeit beider Fürsten teilte, und zu ohnmächtig, sich selbst zu erhalten, eine glükliche Stüze in der Eifersucht seiner Nachbarn fand. Der größere Teil von Navarra, welcher diesseits der Pirenäen lag, verengerte Spaniens Gränzen, und störte gleichsam die

na-

natürliche Scheidewand, womit das Gebürge zwei große Monarchien teilte. Um Spaniens Herschaft zu ründen, fehlte nichts, als dies abgerissene Stük, welches Ferdinand iezt mit dem Ganzen zu vereinigen, alle Künste der Verschlagenheit und Gewalt aufbot. Die beständigen Unruhen, welche Navarra zerrütteten, waren nur in den lezten Zeiten eingeschläfert worden. Die alten Parteien der Beaumonts und Grammonts würkten noch im Stillen fort, und ihr Einflus, wodurch Ferdinands Vater einst den ungerechten Besiz dieses Reiches behauptete, hatte sich auf den Sohn fortgeerbt. Ein schwacher König, Johann von Labrit, der dort herschte, der mit allen Banden der Lehensherschaft an Frankreich hing, konte iezt durch keinen Schlupfwinkel den Fallstriken entgehen, die Ferdinand ihm zu legen beschlossen hatte.

Unter dem Vorwande, den Krieg gegen Frankreich nach Guienne zu führen, forderte er von dem König Johann eine genaue Neutralität. Das Versprechen, welches dieser that, den französischen Heeren weder Hülfe, noch Durchzug durch sein Land zu geben, gnügte Ferdinanden nicht. Er wolte größere Sicherheit haben, und als man auch hiezu sich verstand, verlangte er, daß ihm die sechs wichtigsten Festungen in Navarra abgeliefert, und der Nachfolger im Reich, der Prinz von Viana als Geißel zugesandt würde. Diese Bedingungen enthielten

alles

alles Beleidigende, was man einem König zumuten konte. Demohngeachtet war Johanns Lage so bedenklich, daß er selbst über die schwürigsten Punkte nachzugeben beschlos, und deshalb Gesandten an den spanischen Hof schikte. Aber Ferdinand hatte die Absicht nicht, einen friedlichen Entschlus zur Reife kommen zu lassen; sondern, indem er noch mit den Navarrischen Gesandten in Unterhandlungen stand, gab er dem Herzoge von Alva Befehl, mit dem spanischen Heer in das Reich einzudringen.

Der Marquis von Dorset hatte bisher täglich gewartet, daß die Spanier sich mit ihm vereinigen, und den Feldzug in Guienne durch die verabredete Belagerung von Baionne eröfnen würden. Getäuscht in seinen Hofnungen, fand er sich iezt zu einem Unternehmen aufgefordert, welches den eigentlichen Gegenstand, weswegen er nach Spanien gekommen war, gänzlich verrükte, oder wenigstens sehr weit hinausstekte. Ferdinand suchte ihn nemlich zu überzeugen, daß der Weg nach Guienne notwendig durch Navarra gehen müsse, und daß es gefärlich seyn würde, Baionne zu belagern, so lange noch ein Feind im Rüken bliebe, der ihnen die Lebensmittel abschneiden, und sie aus dem Dikicht unzugänglicher Gebürge beunruhigen könte. Dieser seltsame Grund entdekte dem Marquis, daß Englands Vorteil Ferdinanden weit weniger am Herzen liege, als die Erobe-

rung eines Königreichs, wozu er sich ihrer Waffen und ihres Geldes bedienen wolle. Er entschuldigte sich daher, daß er keinen Auftrag von seinem Könige habe, die englische Manschaft nach Navarra abgehen zu lassen, und blieb, ohngeachtet Ferdinands wiederholter Aufmunterungen, untätig in seinem Lager bei Furete Rabia stehen.

Aber selbst dieser hartnäkige Entschlus des englischen Befehlshabers war von Ferdinanden so listig berechnet, daß er ihm eben die Dienste leisten muste, die ein unmittelbarer Beistand gewürkt haben würde. Indem Dorset hier durch sein Lager die stärkeste Macht der Franzosen an die Gränze von Guienne hinzog, hinderte er sie, dem König von Navarra die nötige Unterstüzung zu leisten. Der Herzog von Alva fand daher keine Schwürigkeit, sich der besten Pläze in Navarra zu bemächtigen. Selbst die Hauptstadt Pamplona wurde von ihrem Fürsten in einem Zustande verlassen, welcher sie nötigte, den anrükenden Spaniern die Thore ohne Widerstand zu öfnen. Um dem Verlust seines ganzen Reiches vorzubeugen, sandte Johann nochmals Abgeordnete an Ferdinanden, welche die leidlichsten Bedingungen anzunehmen, und sich unter iedes Joch, das er ihnen auflegen würde, zu beugen, Befehl erhalten hatten. Aber Ferdinands Begierde bedurfte bei dem glüklichen Fortgange, den er vor sich sah, keiner weitern

Ver-

Verstellung. Er verlangte nichts weniger, als einen unbedingten Gehorsam, die Unterwerfung und den Besiz des ganzen Landes, so lange es ihm gutdünkte, und die Ablieferung des Prinzen von Viana. Der Unwille des Königs Johann über diese empörenden Vorschriften kante keine Mäßigung. Er lies den Bischof von Zamora, der mit diesem Bescheid vom spanischen Hofe zu ihm geschikt worden war, gefangen sezzen, und brach durch diese Beleidigung des Völkerrechts alle Unterhandlungen ab. Erst iezt schlos er ein mehr erzwungenes, als freiwilliges Bündnis mit dem König von Frankreich, und gab Ferdinanden Gelegenheit, seine offenbare Raubsucht mit dem einzigen Rechtsgrunde zu unterstüzen, der in den damaligen Zeiten iede Ungerechtigkeit entschuldigte.

Der katholische König hatte lange vorher schon eine Bulle zu Rom ausgewürkt, worin der Pabst sowohl den König von Frankreich als seine Anhänger, und namentlich die Könige von Navarra allen Strafen der Kezerei unterwarf, und iedem, der Lust hatte, sich ihrer Länder zu bemächtigen, solches erlaubte *). Durch die Kraft dieser Bulle, welche in allen Teilen des Landes angeschlagen wurde, sank den Völkern das Schwerd der Verteidigung aus der Hand. Der Her-

*) Zur. lib. 9. c. 53. Petr. Martyr. ep. 469.

Herzog von Alva brachte in kurzer Zeit das ganze Königreich unter seine Botmäßigkeit, und nötigte die Unterthanen, Ferdinanden, als ihrem rechtmäßigen Monarchen, den Eid der Treue zu leisten.

Die dringenden Vorstellungen, wodurch Ferdinand den Marquis von Dorset zur Vereinigung mit dem spanischen Heer zu bewegen suchte, waren indessen ohne Würkung geblieben. Noch immer stand dieser auf dem nemlichen Plaz, und beklagte sich bitterlich, daß ihm keine von den Zusagen gehalten würde, weswegen man ihn herbeigerufen hatte. Um sich deshalb zu entschuldigen, und den englischen General auf andere Gesinnungen zu bringen, schikte Ferdinand einen gewissen Martin de Ampies nach London. Er lies seinem Schwiegersohn mit den grösten Eidschwüren betheuern, daß die gemeinschaftliche Unternehmung gegen Frankreich sein wichtigster Zwek sei; nur der Marquis von Dorset habe durch hartnäkige Widerspenstigkeit bisher den glüklichen Erfolg gehindert, und von einem einträchtigen Verständnis desselben mit dem Herzog von Alva, der die dasige Gegend vorzüglich kenne, müße man sich alles versprechen. Heinrich war würklich nachgiebig genug, sich nach diesen Gründen zu bequemen; aber Dorset besas zu viel Klugheit, sich von einem bloßen Schein blenden zu lassen. Die Jahrszeit war ungünstig; der Winter rükte heran; Krankhei-

ten und Beschwerden hatten das englische Heer entkräftet, und die französische Macht, die wegen ihrer Schwäche anfangs leicht zu besiegen gewesen wäre, hatte sich iezt in furchtbarer Anzahl an den Gränzen von Guienne zusammengezogen. Ohne daher den Bescheid vom englischen Hofe abzuwarten, machte Dorset sich zu einer schleunigen Abreise fertig, und Ferdinand, der schon allzusehr die Geduld dieses Feldherrn auf die Probe gestellt hatte, wagte nicht, ihm die traktatenmäßigen Schiffe zu versagen. Ein Befehl des Königs Heinrich, worin er den Engländern die Vereinigung mit dem spanischen Heere aufs schärfste gebot, und denen, die sich widersezzen würden, den Galgen androhte, traf kurz vor ihrer Abfart ein, wurde aber nicht befolgt. Die misvergnügte Manschaft drohte mit Empörung, und nötigte den Feldherrn, sie in ihr Vaterland zurükzuführen. Hier langten sie an, ohne großen Verlust, als am Gelde, und ohne andre Thaten, als daß sie, als untergeordnete Maschinen den Plan eines Königs befördert hatten, der die englische Geradheit durch spanische Feinheit zu überlisten verstand.

Die ungerechte Vertreibung des Königs Johann von Navarra reizte indessen den französischen Monarchen, seinem Freund und Bundesgenossen mit allen Kräften zur Wiedererlangung des verlohrnen Reiches beizustehen. Dieser gutmütige Fürst, der in seiner eigenen Sa-

che allzukärglich gespart hatte, kante in einer fremden weder Sparsamkeit noch Schonung. Er verstärkte das Heer, das in Guienne stand, bis zu vier und vierzig tausend Mann. Der Aushub der französischen Generale wurde bei dieser Unternehmung gebraucht, und um unter ihnen desto mehr Einigkeit hervorzubringen, wurde der künftige Kronerbe, Franz Graf von Angouleme, als oberster Befehlshaber ernant.

Die Hofnungen des navarrischen Königs gründeten sich eben so sehr auf die Gesinnungen der Unterthanen, als auf die Waffen, die ihm zu Gebot standen. Der wohlthätigste Eroberer kan einem Volke nicht die Zerstörung ihrer selbstständigen Verfaßung vergüten; und die unruhige Freiheit unter einem kleinen Souverain dünkt ihm vorzüglicher, als die sklavische Sicherheit, die ihm ein großer, aber herschsüchtiger Monarch aufdringt. Die Navarrer hatten von teher viel Zuneigung für ihre rechtmäßigen Könige bliken lassen, und es war höchst wahrscheinlich, daß sobald Johann sich mit einer hinlänglichen Macht zeigte, die meisten Städte das zwangvolle spanische Joch wieder abwerfen würden. Um dies zu verhüten, hatte der Herzog von Alva einen festen Plaz am Fuße der Pirenäen, St. Jean Pié de Port, in Besiz genommen. Das spanische Heer, das hier auf französischer Gränze stand, nötigte den Grafen von Angouleme, den grösten Teil seiner Man-

schaft zu eigner Vertheidigung zusammen zu halten. Zu gleicher Zeit aber gewann König Johann Gelegenheit, einen Anschlag auf die Hauptstadt seines Reiches zu machen, die iezt von spanischen Truppen entblößt, und von der Neigung zu ihrem ehmaligen Landesherrn fortgerissen, die Ankunft der französischen Hülfe begierig erwartete.

In dieser Absicht war Johann mit einem abgesonderten Heere, und in Begleitung des Herrn von Palice zu Pamplonas Belagerung abgegangen. Das Land war durch ausgestreute Briefe von der Absicht des Königs unterrichtet, und durch Belonungen zum Gehorsam ermuntert. Alles neigte sich zu ihm, und mehrere Städte ergriffen den günstigen Augenblik, sich der spanischen Herschaft zu entziehen. Aber dieser Zauber des wiederkehrenden Glükes verleitete ihn zu einem Fehler, der unheilbar in seinen Folgen, ihm den Besiz der navarrischen Krone auf immer entzog. Statt unmittelbar nach Pamplona zu eilen, hielt er sich unterwegens bei Belagerung eines unbedeutenden Plazes Burgui auf. Ein gewisser Ferdinand von Valdes, der hier mit schwacher Besazung lag, hatte in einem vorwerfenden Ton ohnlängst von dem katholischen König hören müssen, daß alle Braven bei Ravenna gefallen wären. Durch eine tollkühne Vertheidigung opfert' er iezt ein Leben auf, das er nicht länger ohne Schimpf tragen

zu können glaubte, und die Worte, die Ferdinand damals vielleicht in einem Anfall von übler Laune sagte, retteten ihm hier ein Reich. Der Herzog von Alva brach eiligst von Jean Pié auf, und gewann den Paß von Roncevalles, den einzigen, der auf diesem Wege nach Pamplona führte, und der, wenn er früher besezt worden wäre, die Spanier genötiget haben würde, in den Gebürgen Hungers zu sterben. Er erreichte Pamplona, ehe der König von Navarra ihm zuvorkommen konte, und sicherte durch die Besazung, die er einrüken lies, die Stadt gegen innere Unruhen, und gegen ieden feindlichen Ueberfall.

Voll innerer Kränkung sah Johann den schönsten Teil seines Vorhabens vereitelt; aber das Spiel war zu wichtig, um es ganz aufzugeben. Die Härte der Jahrszeit, und die entschloßne Tapferkeit der Spanier schrekten ihn nicht von der Belagerung ab. Mit einer Hizze, die nur ein König um eine verlohrne Krone empfinden kan, trieb er sein Volk in das Feuer des Sturmes. Der erste Versuch mislang; er wolte einen zweiten wagen, als der Herzog von Naiara mit eilig zusammengeworbener spanischer Manschaft auf den Höhen der umherliegenden Berge sich sehen lies. Der Mut entsank jezt dem französischen Heere, und man gab die Hofnung auf, sich der Stadt zu bemeistern. Nur Johann welte nicht weichen, und er würde den

lezten Mann aufgeopfert haben, wenn ihn nicht Palice in sehr harten Ausdrüken genötiget hätte, sein Vorhaben aufzugeben. Alle Lebensmittel waren iezt abgeschnitten. Nichts als die schleunigste Rükkehr blieb übrig, und auch diese war mit vielen persönlichen Gefaren, und mit Einbuße alles schweren Geschüzes verknüpft. Gleich unglüklich endigte sich ein Einfall der Franzosen in Biscaia, wobei sie einen großen Teil ihrer Manschaft einbüßten. Das Heer ging endlich aus einander, und Navarra blieb von dieser Zeit an unter spanischer Herschaft. König Ferdinand war so besorgt für dessen Erhaltung, daß er solches auf den Kortes, die im Jahr ein tausend fünf hundert und fünfzehn gehalten wurden, der Krone Kastilien auf immer einverleiben lies. Die Vorliebe, die er für sein Erbreich Arragonien hatte, hinderte ihn nicht, die Gefaren einzusehen, die aus einer Verbindung Navarras mit diesem Lande entstehen könten. Er wuste, daß die unruhigen Navarrer sich der übermäßigen Privilegien Arragoniens in der Folge als Schuzwehren ihrer freien Verfaßung bedienen würden, und niemand hatte gegen Privilegien dieser Art einen größern Widerwillen, als Ferdinand. Die Kastilier hatten überdies zu Navarras Eroberung das meiste beigetragen, und konten solches nachdrüklicher durch ihr Geld und ihre Truppen verteidigen. Der lezte Anspruch auf dies Reich,

der

der von Ferdinands Gemalin Germaine de Foix, als Enkelin der ehemaligen Königin Leonore von Navarra herrührte, wurde unter Ferdinands Nachfolger Karl dem Fünften vollends hinweggeräumt. Sie überlies es diesem Fürsten durch eine förmliche Schenkung, und die klugen Anstalten des Kardinals Ximenes vereitelten alle Bemühungen, womit der vertriebene Johann sich in sein Erbreich wieder einzudrängen suchte.

Eben so wenig, als kriegerische Unternehmungen, gelangen dem König von Frankreich, die kleinen Kunstgriffe, womit ein kluger Fürst oft den Widerwärtigkeiten des Glükes die Wage hält; und Ferdinand schien dazu geboren zu seyn, seinem Gegner selbst die verstektesten Waffen, deren er sich bediente, aus den Händen zu ringen. Um dem Schauplaze des Krieges näher zu seyn, hatte er sich nach Logrogno, einem Ort an Navarrens Gränzen begeben. Der Sohn des verstorbenen Königs Friedrich von Neapel, der nach seiner Ankunft in Spanien Ferdinanden allenthalben begleiten muste, nuzte diese Gelegenheit, sich mit dem König von Frankreich in ein gefärliches Verständnis einzulassen. Er wolte durch den Beistand einiger neapolitanischen Edelleute in das ohnfern davon stehende französische Lager entfliehen, und unter dem Schuze dieses Hofes die Ansprüche auf sein väterliches Erbreich erneuern. Aber das ganze

Ge-

Geheimnis, woran, wie man glaubte, der Herzog von Ferrara den hauptsächlichsten Anteil hatte, wurde von einem Priester, der solches in der Beichte erfuhr, verraten. Man ergrif die Rädelsführer, und lies sie hinrichten. Der Herzog von Kalabrien rettete zwar sein Leben; aber er wurde, so lange Ferdinand regierte, in einem engen Gefängnis zu Xativa in Valencia aufbewahrt.

So strafte der König von Spanien den so natürlichen Wunsch eines Fürsten nach einer rechtmäßigen Krone, als Hochverrat, zu eben der Zeit, als er kein Bedenken trug, einen fremden Fürsten zu plündern, und die ungerechteste Krone, die er ie eroberte, auf sein Haupt zu sezzen. Die Widersprüche in dem menschlichen Gemüt sind sonderbar, und man kan sich nicht genug wundern, wenn Ferdinand in vertrauten Gesprächen nachher sehr oft äußerte, daß sein Gewissen wegen der gewaltsamen Nachfolge in Navarra ihm eben so wenig Vorwürfe mache, als wegen der friedlichen Erbfolge in Arragonien. Mit der Eroberung dieses Reichs hatte Ferdinand die spanische Herschaft von den Gränzen Portugalls bis an den Fus der Pirenäen erweitert. Ruhig in dem Besize dieser Lande schien er nunmehro sich selbst und seinem Ehrgeize Genüge gethan zu haben. Seine Sorgen schränkten sich lediglich auf deren Erhaltung ein, und wenn er auch in der Folge noch einige Be-

gierden nach Vergrößerung bliken ließ, so gewannen sie doch nicht Geist und Leben genug, um als Thaten hervorzutreten, oder eine merkwürdige Veränderung hervorzubringen.

Das Bündnis von Cambrai dauerte unter Ferdinands Leitung in Italien immer noch fort; aber es hatte nach Vertreibung der Franzosen eine so sonderbare Gestalt angenommen, daß man das eigentliche Band, welches die Staaten vereinigte, nicht genau erkennen konte. Es waren nicht mehr Ludwigs Heere, und das Schreken dieser furchtbaren Uebermacht, das sie nötigte, auf ihrer Hut zu seyn, und einer den andern zu unterstüzen. An die Stelle derselben war eine Gährung der heftigsten Leidenschaften getreten, die nur ie zwischen verbündeten Völkern herschen können, und nur um desto schlauer und heimlicher gegen einander zu würken, behielten sie gleichsam eine gemeinschaftliche Firma bei.

Der unternehmende Geist des Pabstes, den kein Unglük niederzuschlagen vermochte, kante im Glük keine Mäßigung. Ein einziger gelungener Wunsch machte ihn unersätlich, und er hielt es nicht für unmöglich, den vertriebenen Franzosen alle diejenigen nachschiken zu können, die seine Eifersucht reizten, und seiner eingebildeten Herschaft über Italien im Wege standen. Mit unversöhnlichem Haß sucht' er daher den Herzog von Ferrara zu unterdrüken, und sein Land an sich zu bringen. Er bemächtigte sich

der

der Herzogtümer Parma und Piacenza, die als ehmalige Reichslehne zu Mailand gehört hatten. Stolz gegen andre, erniedrigt' er sich zu kriechenden Schmeicheleien gegen die Schweizer, dieses einzige Volk, das mächtig genug war, in Italien Geseze vorzuschreiben, aber zu arm und zu vaterländisch gesint blieb, um dort festen Fus zu faßen. Die rohe Bigotterie der Schweizer machte sie dem Pabst gänzlich ergeben. Sie hielten sichs zur Ehre, unter den heiligen Fahnen zu kämpfen, die er ihnen zusandte. Ihre hartnäkige Rachsucht gegen den König von Frankreich hatte ihnen eine Vorliebe für den Sohn Ludwigs des Mohren, den Prinzen Maximilian von Mailand eingeflößt. Diesen wieder in das Herzogtum seines Vaters einzusezzen, war ihr höchster Wunsch, und Julius, der Mailand unter der Herschaft einer auswärtigen Macht zu sehen fürchtete, unterstüzte sie in dieser Absicht. Sie hoften den Fürsten, der ihnen einen Thron verdankte, in beständiger Abhängigkeit zu erhalten, und aus Mailand die Geldsummen zu ziehen, womit ihr Gebürge sie so sparsam versorgte.

Ein abgesondertes Interesse reizte die Venetianer, dieienigen Pläze, die sie in dem Bündnis von Cambrai verloren hatten, wieder zu erlangen. Dieser Freistaat, der durch Herschsucht und unzeitigen Troz die Gefaren beschleuniget hatte, die iüngst vereint auf ihn losstürmten,

glaubte

glaubte die nemlichen Masregeln befolgen zu müssen, um sich wieder empor zu helfen; eben deshalb wolt' er von keiner Aussöhnung mit dem Kaiser hören, die ihm Aufopferungen kostete; und Maximilian, der sonst bei andern Gelegenheiten wankelmütig genug war, blieb diesmal dem Vorsaz standhaft getreu, keinen Vorteil, den er gegen Venedig behaupten konte, aufzugeben.

Es konte nicht fehlen, daß dieser Zustand der Verbündeten wechselseitige Furcht und Mistrauen, ein immer lebhaftes Bestreben nach Vergrößerung, eine Reihe von listigen und sich selbst immer wieder zerstörenden Unterhandlungen hervorbringen muste. Was aber die Verwirrung vergrößern half, war ein gegründetes Besorgnis wegen der Uebermacht des spanischen Hofes, der in Verbindung mit dem Hause Oestreich für Italien gefärlich werden konte. Das Alter und die Kränklichkeit Ferdinands rükte den Zeitpunkt heran, wo diese große Maße von Ländern unter der Regierung eines iungen und mutigen Fürsten, des Erzherzogs Karl, vereiniget werden solte. Man sah Ferdinands Begierde, sich in die kleinsten italiänischen Händel zu mischen, als einen Vorboten von den wichtigern Eingriffen an, die sein Nachfolger sich erlauben, und mit dem entscheidendsten Nachdruk durchsezen würde. Die heimlichen Triebfedern, welche Ferdinand und der Kaiser anspanten, um das Her-

zog-

zogtum Mailand auf einen ihrer Enkel zu bringen, ließen deutlich die Absichten beider Höfe durchbliken, und es war zu befürchten, daß Italien, welches man iezt aus französischen Ketten erlöst hatte, desto tiefer in Spaniens und Teutschlands Feßeln verstrikt werden möchte.

Um dieser Gefar vorzubeugen, legten der Pabst und Venedig Ferdinands Fortschritten alle mögliche Hinderniße in den Weg. Sie verweigerten ihm den fernern Beitrag der monatlichen vierzig tausend Dukaten, die er bisher als Oberhaupt des Bündnißes genossen hatte, und suchten ihn durch dringende Vorstellungen sowohl in ihrem, als in der Schweizer Namen, von dem weitern Anteil an Italien gänzlich auszuschliessen. Aber Ferdinand kehrte sich hieran nicht. Der Vicekönig von Cardonna, der nach der Niederlage von Ravenna sein geschlagenes Heer in Neapel hergestelt hatte, erschien gerüstet in der Lombardei, und sezte den Krieg im Namen der Verbündeten fort. Die Absicht des katholischen Königs ging hauptsächlich dahin, alle Faden, wodurch Frankreich noch mit Italien zusammenhing, abzuschneiden; zugleich aber auch das Gleichgewicht in Italien gegen die Anmaßungen des Pabstes zu erhalten, und bei allen Veränderungen, die entstehen könten, das Heft und den obersten Einflus zu behaupten.

Die erste Unternemung, die Cardonna in dieser Absicht ausfürte, war gegen Florenz

gerichtet. Dieser Staat hatte nach Vertreibung der Medicis seine Freiheit in einer republikanischen Verfaßung hergestelt, welche eben so wenig geschikt war, die unruhigen Anmaßungen des Volks im Zaum zu halten, als dem Einflus des Adels, und den hieraus entspringenden gefärlichen Spaltungen zu widerstehen. Eine genaue Parteilosigkeit, welche die Florentiner bisher beobachtet hatten, konte sie nicht gegen den Verdacht der Verbündeten schüzen. Ihre oberste Magistratsstelle wurde unter dem Namen des Gonfalonier Amtes von einem gewissen Pietro Soderino verwaltet, der allzuviel Neigung für Frankreich bliken lies, als daß man nicht die übeln Folgen seines mächtigen Einflußes hätte fürchten sollen. Immer waren die Medicis bemüht gewesen, in ihre vorige Würde und Vermögen wieder eingesezt zu werden, und kein Zeitpunkt dünkte ihnen günstiger, als der gegenwärtige. Die Florentiner hatten weder ein geübtes Heer, noch einen geschikten Anfürer. Der Pabst, dessen Ansehen in Florenz durch Herstellung der freien Verfaßung geschwächt worden war, hofte solches mit Hülfe der Medicis wieder empor zu bringen, und wenn auch Ferdinand aus eben diesem Grunde den Untergang der florentinischen Freiheit nicht so heftig wünschte, so glaubt' er doch wenigstens bei dieser Gelegenheit eine Summe Geldes zu Unterhaltung seiner Truppen zu gewinnen.

Der

Der Vicekönig rükte daher in Begleitung des Kardinals von Medicis in das Gebiet von Florenz. Seine Macht war so gering, als man sich denken konte. Er hatte nicht mehr als fünf tausend Mann und zwei Kanonen, wovon die eine sogleich beim ersten Schuß zerborst, die andere aber durch den öftern Gebrauch fast alle Würkung verlor. Demohngeachtet waren die Vertheidigungsanstalten der Florentiner so schlecht, daß diese einzige Kanone hinreichte, nicht nur ihre Hauptfestung Prato einzunehmen, sondern auch Land und Regierung mit äußerster Bestürzung zu erfüllen. Sie sezten sogleich den Gonfalonier ab, und versprachen sowohl beträchtliche Summen zu zalen, als auch den Medicis ihr ehmaliges Bürgerrecht und ihre Güter wieder zu geben. Aber die Herschsucht des Kardinals begnügte sich nicht an diesem geringen Ersaz. Durch die hizigen Vorstellungen desselben bewogen, zog der Vicekönig in die Hauptstadt. Der Pallast, wo der Senat sich versammelte, wurde von spanischen Truppen umringt und geplündert. Man schafte die bisherige Verfaßung ab, und übertrug die Regierung denienigen funfzig Bürgern, welche der Kardinal erwählen würde. So geriet das Heft wieder in die Hände der Medicis, die solches nicht, wie ehmals, mehr bittweise führten. Sie bedienten sich ihrer Uebermacht, und übten eine Herschaft aus, die von der höchsten Gewalt nicht unterschieden werden konte.

Cardonna sah sich nunmehr wieder mit Geld versorgt; das Nötigste, was er brauchte, um sein Heer zu befriedigen, das nur kurz vorher wegen der rükständigen Lönung einen Aufruhr erregt hatte. Er kehrte nach Mailand zurük, wo die Verbündeten voll heißer Begierde einer dem andern die Städte aus den Händen zu ringen suchten, welche die Franzosen nach und nach verlassen musten. Auch hier zeichneten sich die Venetianer, wie gewönlich, als die Habsüchtigsten aus; aber es gelang ihnen nicht nach Wunsch. Eben, weil der König von Frankreich ihre Begierde kante, ergrif er diese Gelegenheit, sie zur Scheelsucht zu reizen, und erteilte den Stadthaltern Befehl, sich iedesmal eher den Spaniern und Kaiserlichen, als den Venetianern zu ergeben. Auf diese Art entgingen ihnen Brescia und mehrere Pläze, nach denen sie außerordentlich trachteten, und die sie nicht ohne Neid in den Händen ihrer Bundesgenossen erbliken konten. Der entzogene Besiz dieser Städte bewürkte bei den Venetianern alles das Misvergnügen, was Ludwig hervorzubringen wünschte. Sie verloren nach und nach das Interesse, das sie bisher an die Ligue band. Eine neue Veränderung, die sich iezt zu ihrem Nachteil ereignete, raubte ihnen alle Hofnung, ihre gegenwärtige Lage zu verbessern, und nötigte sie, den künftigen Gefaren durch den nächsten Ausweg, der ihnen geöfnet wurde, zu entrinnen.

Der

Der Pabst hatte nemlich sich wiederholt zum Vermitler zwischen Venedig und dem Kaiser aufgeworfen, ohne eine genugthuende Aussöhnung bewürken zu können. Jezt lag ihm hauptsächlich daran, den Kaiser zum Freunde zu haben, und ihn zu bewegen, daß er, was noch nicht geschehen war, dem pisanischen Koncilium entsagte, und das lateranische zu Rom anerkante. Er sezte daher die Ursachen bei Seite, die ihm Schonung gegen Venedig geboten, und errichtete mit dem Kaiser einen besondern Vertrag, worin die Venetianer als öffentliche Feinde behandelt, und von dem Bündnis gänzlich ausgeschlossen wurden. Die Vorteile, die ihm dagegen der Kaiser versprach, waren beträchtlich. Außerdem, daß dieser alle Gültigkeit des pisanischen Konciliums widerrief, sagte er sich von der Beschüzung Ferraras und Bolognas los, und erlaubte dem Pabst, die Herzogtümer Parma und Piacenza zu behalten.

Julius glaubte sich nun von allen Seiten 1513
gesichert genug, um die großen Unternehmungen, von denen er angefeuert wurde, ins Werk zu sezen. Seine Begierde strekte sich auf alle Provinzen, sein Haß auf alle Fürsten aus, die in Italien Besizungen hatten. Er wolte einen durch den andern aufreiben, und allein endlich über den Untergang triumphiren, in welchen er die andern Mächte gestürzt hatte. Aber dieser wildeste Pabst, der ie in Rom herschte, wurde von

dem Tod gehemt, noch eh' er die Verheerung, auf die er dachte, vollbringen konte. Julius starb zu Anfange dieses Jahres, und an seiner statt bestieg der Kardinal Johann von Medicis unter dem Namen Leo des Zehnten den päbstlichen Tron.

Die Wissenschaften und die milden Künste des Friedens, in denen Leo erzogen war, erregten große Erwartungen für Italiens Ruhe, und der, durch eine Reihe schädlicher Päbste beflekte, römische Stul wurde durch eine so glükliche Wahl gleichsam aufs neue geheiliget. Aber wenn auch der neue Pabst mit mehr Feinheit und Mäßigung zu Werke ging, so vergaß er doch nicht seiner Vorteile, und Julius hatte das Wachstum des Kirchenstaates zu sehr von den gegenwärtigen Veränderungen abhängig gemacht, als daß Leo im Stande gewesen wäre, von dem Sistem seines Vorgängers abzuweichen.

Das lezte Bündnis, welches Julius mit dem Kaiser gegen Venedig schloß, hatte der Ligue einen heftigen Stos beigebracht, und die Fugen, wodurch sie bisher zusammengehalten wurde, von einander getrent. Die päbstliche Herschsucht schimmerte unverkenbar daraus hervor, und man konte sich im voraus überzeugen, daß es der Quell neuer Unruhen und Verwirungen werden müsse. Der König von Spanien hatte daher nicht nur keinen Anteil an diesem Ver-

trage genommen, sondern vielmehr alles angewandt, den Kaiser zu vermögen, daß er, solt' es ihm auch Aufopferungen kosten, sich mit Venedig vergleichen möchte. Als er aber sah, daß das Feuer, statt zu verlöschen, sich noch heftiger entzündete, und daß Ludwig durch seine Unterhandlungen auf die Gesinnungen der Verbündeten einen würksamen Einfluß zu erhalten anfing, dacht' er mit allem Ernst auf eigene Sicherheit. Er wünschte den Frieden mit Frankreich hauptsächlich in Rüksicht seiner Länder diesseits der Pirenäen. Der Krieg, den er in Italien auf Kosten der Verbündeten oder Einwoner führte, machte ihn hier von der Hülfe der spanischen Granden abhängig. Er besorgte, sein Ansehen, das nach Isabellens Tode auf sehr zarten Verhältnissen beruhte, wanken zu sehen; und er kante die Eigentümlichkeiten der Kastilier zu gut, als daß er nicht glaubte, sie würden die Zeit der Unruhen als die bequemste nuzen, um die königliche Gewalt zu schmälern. Am meisten aber lag ihm Navarra am Herzen, das nur durch friedliche Stille sich an Spaniens Herschaft gewöhnen, und die scharfen Säfte verathmen konte, die an diesem kranken Staatskörper bisher genagt hatten. Diese Betrachtungen bewogen ihn, einen Stilstand mit dem König von Frankreich auf ein Jahr wegen der Länder zu schließen, welche durch die Pirenäen an einander gränzten. Um den An-

schein zu vermeiden, als wenn er lediglich für sich selbst sorgte, versprach er im Namen des Kaisers und des Königs von England, daß diese binnen zwei Monaten dem Stilstande beitreten würden.

Ganz Europa hatte nichts geringeres erwartet, als daß von Spanien her der Krieg gegen Frankreich eben iezt mit allen Kräften losbrechen würde. Noch iüngst war Ferdinand deshalb mit dem Kaiser und dem König von England in ein Bündnis getreten, und diese Fürsten wusten so wenig von dem, was man in ihrem Namen bedungen hatte, daß an dem nemlichen Tage, da der Stilstand in Spanien bekannt gemacht wurde, ein Herold des Königs von England erschien, um Ferdinanden von den starken Zurüstungen seines Herrn zu benachrichtigen, und ihn zu gleicher Thätigkeit aufzumuntern *).

Die unerfarne feurige Jugend des Königs von England war gleichsam in Ferdinands Schule gewiesen, um auf eigene Kosten die Klugheit und Menschenkentnis zu üben, die dazu gehört, ein großes Reich zu beherschen. Dieser Fürst hatte den ersten verunglükten Einfall in Guienne mehr der Widerspenstigkeit seiner Truppen, als den hinterlistigen Absichten seines Schwiegervaters Schuld gegeben. Die nemliche List, welche Fer-

*) Guiccard. lib. 11.

Ferdinand wiederholte, um unter der Beschäftigung auswärtiger Waffen die Ruhe in seinen eigenen Staaten zu erhalten, erreichte zum zweitenmal seinen Zwek. Heinrich war von dem Ruhm des künftigen Feldzuges viel zu sehr eingenommen, als daß er eine neue Verstellung geahndet hätte, und er ließ sich gern überreden, daß der Stilstand mit Frankreich nur deswegen so übereilt geschlossen sei, um ihn mit mehrerem Vorteil wieder zu brechen.

Desto besser kante man Ferdinanden am kaiserlichen Hofe. Maximilian fand sich durch die spanischen Ränke außerordentlich beleidiget. Seine Empfindung stieg bis zur Schwermut, und unterhielt die Gedanken, die er schon oft geäußert hatte, in einem selbst zu errichtenden Kloster die Kaiserkrone mit der Mönchskutte zu vertauschen. Der spanische Gesandte am kaiserlichen Hofe hatte noch kurz vorher, ehe die Nachricht des Stilstandes ankam, das ganze Gerücht für eine leere Erdichtung erklärt. Jezt, da er seine Worte durch die That widerlegt fand, geriet er in außerordentliche Verlegenheit. Er wuste für seinen Herrn nur die einzige Entschuldigung vorzubringen, daß ihm die Beichtväter das Gewissen gerührt hätten, weil durch sein Haus so viel Christenblut vergossen würde. Eine Rechtfertigung, die wenigstens der Frömmigkeit des Gesandten Ehre machte *)! Aber die Feinde der spanischen Regie-

*) Zurita lib. 10. c. 61.

gierung und vorzüglich die Kastilier, die in den Niederlanden und am Hofe des Kaisers lebten, legten Ferdinands Masregeln von einer sehr ungünstigen Seite aus. Sie kanten die Eifersucht, die er gegen den künftigen Tronfolger, den Erzherzog Karl, empfand, und glaubten nichts gewisser, als daß der Stilstand mit Frankreich einige gefärliche Absichten wegen der Erbfolge dieses Prinzen im Hinterhalt habe. Um diesem den Weg nach Kastilien zu verschließen, behaupteten sie, würde Ferdinand nicht allein mit Frankreich, sondern selbst mit der Hölle einen Stilstand eingehen. Einige Ratgeber des Kaisers, unter denen Emanuel noch immer durch den veralteten Haß sich auszeichnete, thaten sogar den Vorschlag, Truppen nach Kastilien rüken zu lassen; nur der Erzbischof von Gurk, der des Kaisers wichtigste Geschäfte handhabte, und sein ganzes Vertrauen besaß, sezte sich diesem übereilten Entschluß entgegen, und suchte das gute Vernehmen beizubehalten, das bisher zwischen beiden Mächten geherscht hatte.

Der König von Frankreich war nunmehr im Stande gesezt, die Truppen, die sich in Guienne und an den spanischen Gränzen aufhielten, zur Wiedereroberung von Mailand zu brauchen. Das Glük, womit er einen Hauptnerven der Ligue geschwächt hatte, war ihm gleich günstig, einen andern gänzlich zu zerschneiden. Er gewann nemlich die Venetianer,

die

die ausgestossen von dem Pabst, und angefeindet von dem Kaiser, sowohl aus Notwendigkeit, als aus Rache sich zu Frankreich gesellten. Sie errichteten mit dem König Ludwig einen Vertrag zu Blois, vermöge dessen sie ihm in Mailand beistehen wolten; dahingegen er ihnen den Besiz der Städte zu verschaffen versprach, die sie vor der Ligue von Cambrai inne gehabt hatten. So sonderbar war die Verkettung der Umstände, daß eben der Fürst, der zuerst den Venetianern die mächtigen Würkungen der Ligue fühlen ließ, iezt der Hülfe eben dieses Volkes bedurfte, um seine eigenen Staaten gegen die ehemaligen Bundesgenossen zu retten. Ludwig hatte in dieser Absicht ein ansehnliches Heer zusammengebracht. Er wählte die berühmtesten Feldherrn, die Frankreich damals besaß, den Herzog von Trimouille, und den Marschall Trivulce zu Anführern, und gab ihnen Befehl, in Mailand einzurüken.

Die Schweizer hatten nach Vertreibung der Franzosen in diesem Herzogtume ein Ansehen erworben, das ihnen die Achtung von ganz Italien zusicherte. Jedermann fürchtete ihre Waffen, und selbst die Verbündeten musten ihre Nebenabsichten fahren lassen, um diesem Volk hier freie Gewalt zu geben. Sie hatten, ihren Wünschen gemäß, den Sohn des Mohren, Maximilian Sforza in die Regierung eingesezt; aber zugleich einen Stolz angenommen, der diesen Für-

sten nur allzusehr fühlen ließ, daß er das Werk ihrer Hände sei. Er hing ganz von ihnen ab, und sein Land war von ihnen zinsbar. Sie thaten sich gütlich auf diesem fetten Boden, und erholten sich von dem Geldmangel, der sie in ihrem Vaterlande plagte. Zugleich aber war ihr Aufenthalt alda eine unausstehliche Last für die Untertanen. Lange hatten diese nichts, als den Druk fremder Eroberer gefühlt, und der schweizerische ging über alles, was sie ie erduldet hatten. Sie haßten den neuen Herzog als ein Werkzeug der Unterjochung, von dem sich nichts besseres für die Zukunft hoffen ließ, und der, indem sein Volk seufzte, die Zeit in schändlichen Wollüsten verschwelgte. Sehnlich wünschten sie daher ihre vorigen Beherscher zurük, und erleichterten ihnen eine Eroberung, die sie als das unfehlbare Mittel ihrer Erlösung betrachteten.

Der erste Einbruch der Franzosen war, wie immer, rasch und feurig. Ihre Flotte, die nach Genua segelte, machte sich Meister dieser Stadt. Zugleich fielen ihnen alle Pläze in Mailand mit ungestümer Begierde zu, und die Schweizer wurden genötiget, sich mit dem Herzog in Novara, dem einzigen Plaz, der ihnen übrig blieb, einzuschließen. Hier schien sich die schweizerische Tapferkeit unter den Augen eines Fürsten zu sammeln, dessen Vater sie einst in eben dieser Stadt an eben diese Franzosen schimpflicher-

weise verraten hatten. Sie brannten diese Schande ihres Namens auszulöschen, und ste thaten es auf eine ausgezeichnete Art. Nicht genug, daß sie die französische Belagerung mit außerordentlichem Mut zurükschlugen; sie wagten selbst ohne Reiterei und ohne schweres Geschüz die Feinde am folgenden Tage in ihrem verschanzten Lager anzugreifen. Der Herzog von Trimouille hatte seine Stellung so schlecht genommen, daß ihm die Reiterei, in welcher seine gröste Stärke bestand, nichts nuzen konte. Die Schweizer stürzten daher mit unaufhaltbarer Wut ein. Es entstand ein schrekliches Blutbad. Mehr als acht tausend Mann, der gröste Teil des französischen Heeres, blieben auf dem Plaze. Von den Schweizern kamen ungefär fünf tausend um. Trimouille, der selbst verwundet war, sah sich endlich genötiget zu fliehen, und alle die Eroberungen aufzugeben, die er in so kurzer Zeit gemacht hatte. Mailand unterwarf sich aufs neue den Schweizern eben so vollkommen als vorher, und büßte die Veränderung eines übereilingehenden Abfalls mit reichlichen Summen Geldes, die den Schweizern die Tapferkeit dieses Tages hinlänglich belohnten.

Kein Unglük kömt allein. Der spanische Vicekönig hatte bisher unthätig in seinem Lager am Fluße Trebia gestanden, und zwischen beständiger Unentschlossenheit, ob er nach Neapel zurükgehen, oder sich mit den Schweizern

ver-

verbinden solle, den zweifelhaften Ausgang abwartet. Ferdinand hofte selbst diese Unthätigkeit seines Heeres bei dem König Ludwig als einen Beweis der friedlichen Gesinnungen, die ihn beseelten, geltend zu machen. Aber kaum erfuhr er die Niederlage der Franzosen, als er ebenfalls den gemeinschaftlichen Feind wieder für den seinigen erkante. Sogleich wurde ein Teil der spanischen Manschaft unter dem Marquis von Pescaire nach Genua geschikt, welche die französischgesinte Partei der Adornen dort vertrieb, und durch Einsezung eines Doge aus dem Hause der Fregosen dem Staate seine alte Freiheit, und dem Könige von Spanien einen Bundesgenossen versicherte. Man konte nichts unbeständigeres denken, als diesen Wechsel der Herschaften; und Italien schien bestimt, alle Proben von Regierungsformen durchzugehen, ohne nur einmal bei einer guten festzuhalten.

Cardonna wandte sich nunmehr gegen die Venetianer. Diese hatten unter Anführung ihres vormaligen Generals Alviano mit den französischen Fortschritten gleichen Fuß gehalten, und zu eben der Zeit, als iene in Mailand einfielen, sich Cremona und mehrere andere Städte unterworfen; aber Venedig hatte die Periode erreicht, wo ihm nichts gelingen solte. Frankreichs Niederlage stürzte diesen Staat in das Unglük zurük, aus dem er kaum einen Ausweg gefunden zu haben glaubte. Die gewonne-

nen Pläze gingen wieder verloren. Alviano, der den ausdrüklichen Befehl vom Senat hatte, nichts zu wagen, muste, um einer Schlacht mit dem Vicekönig auszuweichen, sich nach Padua zurükziehen. Auch hier wurde er von den spanischen Truppen belagert; und selbst die Standhaftigkeit, mit der er diese Stadt verteidigte, trug das ihrige bei, die venetianische Größe desto tiefer zu demütigen.

Der Vicekönig, dem es gänzlich am Geld zu Erhaltung seines Heeres fehlte, legte sich gefliessentlich iezt auf Rauben und Plündern. Er verwüstete das paduanische Gebiet, und näherte sich selbst der Stadt Venedig, das einzigemal in seinem Leben vielleicht, daß er zu kühn war. Er ließ Geschüz gegen diese Hauptstadt abfeuern, und hatte das Vergnügen, die Kugeln ohnweit davon bei einem Dominikanerkloster niederfallen zu sehen. Zu gleicher Zeit verheerte und verbrante er mit barbarischer Kriegsart Dörfer und Städte umher, verwüstete die schönsten Landhäuser und Gärten. Nie hatten die Venetianer eine solche Beschimpfung ihrer Laren erlebt. Diese Beleidigung nur veränderte den Grundsaz, den sie bisher befolgt hatten, nichts ohne äußerste Not zu wagen. Sie willigten in Alvianos Vorschlag, der es für ein leichtes hielt, alle Mannschaft, die er nur konte, zusammen zu raffen, und den mit Beute befrachteten Feinden die Rükkehr abzuschneiden.

Jezt

Jezt erst entdekte der spanische General, daß er zu übereilt vorgedrungen war. Arm an Lebensmitteln, sah er den Rükweg mit Flüßen und mit engen Päßen gehemt. Alviano hatte ihm alle Strassen und alle Ausgänge verlegt. Der Feind war überall, und die Hofnung, zu entkommen, so schwach, daß die Spanier den Verlust ihres Kriegsgeräthes diesmal für das geringste Uebel gehalten haben würden. Aber durch eine sonderbare Schikung must' es sich fügen, daß so wie Alviano mit den tapfersten Anstalten zu Grunde gieng, dem Vicekönig seine eignen Fehler nüzten. In dem Augenblike, da die Spanier sich verloren glaubten, wurden sie angegriffen, und siegten. Der erste Widerstand, den sie thaten, und den man eben wegen ihrer mislichen Lage nicht vermutet hatte, iagte den Venetianern ein panisches Schreken ein, und trieb sie in die Flucht. Der gröste Teil des venetianischen Fußvolkes wurde zusammengehauen; die Flüchtlinge retteten sich nach Padua, und Alviano empfand den Schmerz, einem General das Feld zu räumen, der an Talenten und persönlichem Mut in allem Betracht so tief unter ihm stand.

Indem Ludwig in Italien unter heftigen Schlägen erlag, wurde er zugleich in seinem eigenen Lande von Feinden umgeben, und geängstiget. König Heinrich von England hatte persönlich ein Heer von funfzig tausend Mann

in

in die Picardie geführt. Den Ruhm, den er einzuernten hofte, wurde durch eine der sonderbarsten Erscheinungen verherlichet. Kaiser Maximilian war in das englische Lager gekommen, und vergütete die versprochene Hülfe, die er nicht leisten konte, dadurch, daß er wie ein anderer Offizier unter dem König von England um den täglichen Sold von hundert Kronen diente. Der Feldzug schien einer der glänzendsten zu werden, die iemals gegen Frankreich unternommen worden waren. Man hatte den Anfang mit der Belagerung von Terouanne einer Festung an den Gränzen der Picardie gemacht. Zu schwach um sich zu halten, erwartete sie den Beistand der französischen Truppen, und diese wurden kurz darauf bei Guinegate in einem Treffen, das man spotweise nur das Treffen der Spornen nante, aufs Haupt geschlagen.

Zu gleicher Zeit hatten die Schweizer sich mit sieben und zwanzig tausend Mann vor Dijon in Bourgogne gelagert. Auch hier war keine Hofnung des Widerstandes, und nie schwebte Frankreich in größerer Gefahr. Die Schweizer konten nach Einnahme der Stadt bis nach Paris streifen, und in Verbindung mit den Engländern sich Meister des ganzen Königreichs machen. In dieser bänglichen Verlegenheit versuchte Trimouille, was er mit Worten über einen Feind vermöge, der keinen andern Antrieb, als seinen Eigennuz hatte. Ueberzeugt, daß sein

Herr nichts von dem halten werde, was er versprach, erbot er sich, den französischen Rechten auf Mailand zu entsagen, und den Schweizern vier hundert tausend Thaler zu geben, wovon er sogleich zwanzig tausend baar bezalte. Diese klingende Münze verfehlte ihre Würkung nicht. Die Schweizer nahmen den Vergleich an, und Ludwig, der mit den Waffen nichts ausgerichtet haben würde, rettete das Reich mit dem guten Namen seines Feldherrn, und mit der betrogenen Einfalt seiner Feinde.

Die gleich große Gefahr, in der er wegen der Engländer schwebte, ging ebenfalls durch die Unerfarenheit thres Königs vorüber. Statt so wie Ludwig besorgte, tiefer in Frankreich einzudringen, belagert' er nach der Einnahme von Terrouanne die Stadt Tournai. Er folgte hiebei den Eingebungen des Kaisers, der diesen Plaz für seinen Enkel Karl zu erbeuten wünschte, und versäumte die schönste Gelegenheit, mit einem so großen Heer, als ihm zu Gebote stand, das ganze feindliche Land zu verschlingen. Maximilian selbst hatte sich mehr versprochen, und ging endlich misvergnügt nach Hause, mit der Versicherung: daß die Engländer das Kriegshandwerk nicht verstünden, und verwegne Leute wären. Der Winter brach indessen herein, und da diese Gegend sehr kalt war, führte Heinrich sein Heer nach England zurük. Ehe er aber abging, vereinigten sich Maximilian, Heinrich

und

und Ferdinand der Katholische, den Krieg im nächsten Frühiahr mit verdoppelten Kräften gegen Frankreich fortzusezen.

So hatte sich Ludwig, mit eben so viel Glük als Klugheit, aus einer der schlimsten Lagen gezogen, in die er iemals verwikelt worden war. Die Erfahrung des Vergangenen machte ihn für neue Stürme besorgt, und nötigte ihn, so viel als möglich auf Befriedigung seiner Feinde zu denken. Der Grund hievon muste die Aussönung mit der Kirche seyn, welche die erste Veranlaßung zu den gegenwärtigen Unruhen gegeben hatte. Auf Zureden seiner Gemalin, und auf die dringenden Bitten seines Volkes, wusch endlich Ludwig das Brandmal ab, das ihn diese ganze Zeit über in den Augen der Verbündeten als einen Kezer dargestelt hatte. Er entsagte förmlich dem pisanischen Concilium, und der Pabst, der ihn ebenfalls zu bewegen hofte, seine Ansprüche auf Mailand schwinden zu lassen, hob die über ihn verhangenen Kirchencensuren auf.

Aber eben diese Lossagung von Mailand war der Hauptpunkt, zu dem Ludwig sich nie bequemen wolte. Er widerrief den Vergleich zu Dijon, als eine Privathandlung, wozu Trimouille keine Vollmacht gehabt habe. Die Schweizer waren hierüber außerordentlich aufgebracht, und ohngeachtet Ludwig ihnen die bedungenen Geldsummen zweifach zu mehren ver-

sprach,

sprach, so beharten sie doch standhaft auf den Entschluß, keinen andern Frieden, als unter den verabredeten Bedingungen einzugehen.

1514. Die Bemühungen, welche Ludwig anwandte, um sich Spanien geneigt zu machen, fanden desto mindre Schwürigkeiten. Zwar war Ferdinand nicht gesonnen, den König von Frankreich zu der ehmaligen Größe in Italien aufwachsen zu lassen; aber eben so wenig wolt' er sich ganz von ihm entfernen. Sein Mistrauen stieg mit iedem Tage, den der Erzherzog näher zur Mündigkeit rükte; und er fürchtete, daß, wenn die Macht des Kaisers sich durch den glüklichen Fortgang gegen Frankreich erweiterte, die kastilische Regentschaft aufs neue in Anspruch genommen werden könte. Außer diesem Bedürfniß eigner Sicherheit fand er den König von Frankreich eben iezt aufgelegt, den wichtigsten Vorteil des Krieges mit ihm zu teilen. Ludwig wolte nemlich seine Tochter Renata mit dem Erzherzog Karl von Oestreich, oder dessen Bruder, dem Infanten Ferdinand vermälen, und ihr Mailand zur Mitgift geben. Dieses einzige Mittel, das streitige Herzogtum an das spanische Haus zu bringen, war zugleich das einzige, welches den Kaiser und Ferdinanden in Rüksicht ihrer gemeinschaftlichen Enkel auf gleiche Art befriedigte. Maximilian willigte ein, und Ferdinand, ohne sich an das Versprechen zu kehren, das er kurz vorher den Verbünde-

ten

ten gethan hatte, verlängerte den Stilstand mit Frankreich auf ein Jahr.

Die Nachricht eines so unzeitigen Stilstandes erregte großes Aufsehen in England, und reizte den König Heinrich zu dem heftigsten Zorn. Er schüttete seine ganze Galle gegen Ferdinanden aus, der ihn zu einem so beschwerlichen Krieg, und zu einem so großen Aufwand verleitet habe, um ihn in dem Augenblik, da er die Früchte dieser Unternehmungen einzusammeln dachte, seiner selbstsüchtigen Denkungsart aufzuopfern. Noch wütender aber wurde er empört, als er von Maximilians Einwilligung, und von einer Vermälung des spanischen Prinzen mit der französischen Prinzeßin hörte. Wenn dort sein Staatsvorteil verraten war, so sah er sich selbst hier in einer Person beschimpft, die er sehr zärtlich liebte. Ehe er nemlich den Krieg gegen Frankreich anfing, hatte er eine Heurat seiner Schwester Maria mit dem spanischen Tronerben, dem Prinzen Karl, verabredet, und erwartete täglich die Erfüllung dieses Versprechens, das seiner nächsten Blutsfreundin ein so ehrenvolles Auskommen zusicherte. Die Geringschäzung, die er iezt erfuhr, kränkte seinen Stolz, und verschärfte alle die Beleidigungen, die er bisher vom spanischen Hofe mit Unterdrükung seiner eigenen Empfindlichkeit erduldet hatte. Er brach in die fürchterlichsten Drohungen aus, und versicherte, sich nachdrük-

lich an einem Schwiegervater zu rächen, der ihn so öffentlich als einen Knaben behandelte.

Der Herr von Longueville, der nach der Schlacht bei Guinegate sich noch als Gefangener an dem englischen Hofe befand, ergrif er die gegenwärtige Gelegenheit, um aus dem Gemütszustande des Königs Heinrich allen den Vorteil, den er konte, für seinen Herrn zu ziehen. Er stelte ihm vor, daß Ludwig, dessen Gemalin ohnlängst gestorben sei, der englischen Prinzessin Maria den Verlust des teutschen Bräutigam ersezen, und auf den Grund dieser Verwandschaft ein für beide Teile genugthuender Friede erbaut werden könne. Die Kunst, mit welcher er die Vorzüge eines solchen Bündnißes einleuchtend zu machen verstand, und die Vollmacht, die er von seinem Herrn erhielt, brachte die Unterhandlungen bald zur Richtigkeit. Heinrich hatte kein schnelleres Mittel in Händen, seine Schwester zu entschädigen, und Spanien wehe zu thun. Er schlos daher mit dem König von Frankreich einen Frieden, wobei er für die großen Kosten der vergangenen Feldzüge nichts weiter als die Stadt Tournai behielt.

1515. Ludwig freute sich, mit einer so geringen Aufopferung den furchtbarsten Feind seines Landes entfernt zu haben; noch mehr aber wurde er durch die Ankunft der englischen Prinzessin Maria bezaubert. In einem Alter von drei und funfzig Jahren war er sehr geneigt, eine schöne

Prin-

Prinzeßin von sechzehn, als eine hinreichende Entschädigung aller der Sorgen zu betrachten, die ihn unter so manichfaltig ausgestandenen Gefaren geängstiget hatten. Er überlies sich dem neuen Rausch mit einem Wohlbehagen, das nahe an Unmäßigkeit gränzte. Aber wenn auch die fünf Lanzen, die er sich selbst rühmte, gebrochen zu haben *), den edlen Ritter nicht augenbliklich zu Boden warfen, so versezten sie doch seinem ohnedies entkräfteten Körper einen tödlichen Stos. Wenige Monate nach seiner Vermälung fiel er in ein Fieber, das ihn unvermutet hinwegrafte. Er starb, beweint von seinen Untertanen, die ihn als einen gütigen Fürsten schäzten, und ihm den einzigen Fehler, daß er zu verschwenderisch Volk und Schäze in auswärtigen Kriegen vergeudete, wegen des Ueberflußes zu gut hielten, den er durch weise Sparsamkeit in seinem eigenen Lande hervorzubringen wuste.

Der hartnäkige Vorsaz, in Italien festen Fuß zu gewinnen, hatte nun schon das Leben zweier französischen Regenten beschäftiget, und in einer so ununterbrochenen Reihe von Jahren die Aufmerksamkeit und die Waffen der europäischen Monarchen unterhalten. Man hätte glauben sollen, daß so viel verlorne Schlachten, und so viel schnelle Umwandlungen des Glüks

*) Petr. Martyr. ep. 542.

die Kräfte des französischen Reichs erschöpft, und ihre Könige beruhiget haben würden. Allein Frankreich hatte eine unerschöpfliche Quelle von Macht in sich selbst, und ging aus den erlittenen Niederlagen immer furchtbarer hervor. Der Ehrgeiz ihrer Könige erbte mit der Krone fort, und die Nachfolger, die an Unternehmungsgeist ihren Vorgängern nicht nachstehen wolten, glaubten sie an Klugheit zu übertreffen, und die Klippen zu vermeiden, woran iene gestrandet waren.

Franz von Angouleme, der als nächster Prinz von Geblüt, den französischen Tron bestieg, besaß alle Gaben und alle Kühnheit eines Eroberers. Edelmütig, iung, schön und tapfer, modelt' er die Pflichten der Regierung nach den ritterlichen Grundsäzen, in denen er von Jugend auf erzogen war, und glaubte, den ehrenvollen Plaz, wozu ihn sein Stand bestimte, nur als Held ausfüllen zu können. Seiner Ruhmbegierde eröfnete sich ein räumliches Feld in Italien, und er ergrif mit hizigem Ungestüm die mailändische Fehde, die ihm Ludwig gleichsam als Vermächtnis hinterlassen hatte.

Schon war alles vorbereitet, was ihm einen günstigen Erfolg versprechen konte. Der Haß des Königs von England gegen Ferdinand und den Kaiser enthielt noch alle die Bitterkeit, die dazu gehörte, um auf ihre Unkosten Frankreichs Wachstum zu nähren, und das

Bünd-

Bündis, welches er mit Franzens Vorgänger geschlossen hatte, zu erneuern. Die Venetianer, von der Hofnung belebt, durch Hülfe eines jungen unternehmenden Monarchen ihren zerrütteten Staat herzustellen, boten ihm freiwillig ihren Beistand unter eben den Bedingungen, wie dem König Ludwig an. Einen noch wichtigern Anhänger aber erhielt Franz durch den Erzherzog Karl von Oestreich.

Dieser Prinz war ohnlängst mündig geworden, und hatte die Regierung in Flandern selbst übernommen. Geneigt, sich nach dem Bedürfnis seiner Untertanen zu bequemen, die wegen ihrer Handelsvorteile keinen Krieg mit Frankreich wünschten, wolt' er zugleich den Hindernißen zuvorkommen, die ihm dereinst bei der spanischen Erbfolge in den Weg gelegt werden könten. Sein ehmaliger Vormund und vertrautester Rathgeber Chievres stelte ihm vor, wie leicht die Neigung der Kastilier dem Infanten Ferdinand, der in Spaniens Sitten erzogen war, den Vorzug vor einem Prinzen zu geben vermöchte, den sie nie gesehen hätten, und von dem sie fürchteten, er werde wegen seiner übrigen weitläuftigen Länder, ihnen nie ganz zugehören. Er führte ihm zu Gemüte, wie gefährlich ein solcher Nebenbuler unter der Willkühr eines Großvaters werden könne, der niemanden inniger haße, als seinen rechtmäßigen Erben; und wie notwendig es daher sei, sich

auf

auf diesen Fall mit Frankreich in Einverständnis zu sezzen. Diese Gründe hatten bei dem iungen, aber sehr fein bemerkenden Prinzen alle Kraft der Ueberzeugung. Er sicherte das Bündnis mit Frankreich durch eine Vermälung, die zwischen ihm und der französischen Prinzeßin Renata zum Grunde gelegt wurde; und um den König Franz sich noch mehr zu verpflichten, versprach er seine nachdrükliche Verwendung bei dem katholischen König, daß dieser Navarras streitigen Besiz einem schiedsrichterlichen Ausspruch unterwerfen möchte.

Mit dem lebhaftesten Unwillen sah Ferdinand den künftigen Erben der spanischen Reiche in eine Verbindung treten, die nicht nur seine bisherigen Absichten auf Mailand vereitelte, sondern ihn auch neue Unruhen in seinen eigenen Ländern befürchten lies. Er wuste, daß Franz sein Freund nicht war. Als einem edelmütigen aufrichtigen Fürsten, hatten ihm Ferdinands Hinterlist und Verstellung von Jugend auf einen unwiderstehlichen Haß gegen Spanien eingeflößt. Aus eben dieser Ursache hatte er dem König Johann von Labrit die nachdrüklichsten Versprechungen zur Wiedereinsezung in sein Reich gethan, und er glaubte mit dieser Unternehmung gleichsam eine Ehrenschuld abtragen zu müssen, weil er in Verteidigung ienes Fürsten zum erstenmal die Waffen geführt hatte.

Die starken Zurüstungen, welche Franz machte, sezten Ferdinanden in peinliche Verlegenheit. Neidisch maß er sein Alter und seinen Verdruß gegen die Jugend und Munterkeit des französischen Königs. Er schien zu fühlen, daß das Glük auf die Seite dieses Gegners treten werde, der eben so geliebt von seinem Volk, als Ludwig, noch mehr Selbstthätigkeit besaß, und durch die Volkommenheiten, die sich in seiner Person vereinigten, einen noch eifrigeren Enthusiasmus für französischen Nationalruhm zu erweken wuste.

In dieser Lage suchte Ferdinand das Feuer der italiänischen Mächte anzufachen, und ihnen die Gefahren, von denen sie bedroht würden, auf das lebhafteste zu schildern. Er schlug hartnäkig die Verlängerung des Stilstandes mit Frankreich aus, und brachte ein neues Bündnis mit dem Kaiser und den Schweizern zu Mailands Verteidigung zu Stande. Man bedung den Schweizern monatlich dreißig tausend Dukaten, um in Burgund oder Dauphiné einzufallen. Ferdinand wolte zugleich den Krieg mit allen Kräften auf der Seite von Perpignan eröfnen. Aber diese glänzenden Worte wurden mehr gesprochen, um andern Mut einzuhauchen, als um selbst etwas nachdrükliches zu unternehmen. Die Verschiedenheit der Vorteile, welche den Verbündeten vor Augen lagen, hatten alle Ordnung und alle Einigkeit aus ihren gemein-

schaftlichen Plänen verdrängt. Man sah den Pabst, auf den so vieles ankam, in Unentschlossenheit wanken, bald als Vermitler, bald als Partei auftreten. Durch ihn wurde die Furcht für Frankreichs Waffen vergrößert, und das Beispiel einer ängstlichen Behutsamkeit gegeben. Die Schwächsten fingen an auf eigene Sicherheit zu denken, und der Doge zu Genua war der erste, der aus Mistrauen gegen die Kräfte seiner bisherigen Beschüzer, sich der französischen Herschaft unterwarf.

Ferdinand machte sich dadurch eines Hauptfehlers schuldig, daß er einen schlechten General in Italien duldete, und seinen Feind mit dem besten, den er nach Konsalvo besaß, versorgte. Mit Recht räumte man diese Stelle dem Grafen Peter von Navarra ein, der nach der Schlacht bei Ravenna in französische Gefangenschaft geraten war. Man konte die wichtigen Dienste nicht verkennen, die er dem König von Spanien in Italien und Afrika geleistet hatte. Demohngeachtet behauptete Ferdinand eine so ausgezeichnete Abneigung gegen hervorstechende Männer, daß er ihn nicht auslöste, und drei Jahr im beschwerlichsten Gefängnis schmachten lies. Franz, welcher die außerordentlichen Talente dieses Feldherrn zu schäzen wuste, bezalte zwanzig tausend Dukaten Lösegeld für ihn, und nahm ihn mit großen Vorteilen in seine Dienste. Zu spät sah Ferdinand den begange-

nen Fehler ein. Er suchte den Navarrer durch süße Worte und durch wichtige Versprechungen zu loken; aber umsonst. Mit verschmähender Geringschäzung sandte ihm dieser die Schenkungsurkunde über die Grafschaft Oliveto zurük, die er ehmals als Belohnung seiner Dienste in Neapel erhalten hatte, und hob dadurch alle weitere Verbindungen mit Spanien auf. Man betrachtete ihn gewissermassen als den einzigen, der sich auf Belagerungskunst und Einnahme der Vestungen verstand; und die Geschiklichkeit, die er in diesem Fache bewies, trug nicht wenig zu den glüklichen Fortschritten bei, welche den gegenwärtigen Feldzug der Franzosen in Italien auszeichneten.

Mit einem auserlesenen Heer hatte Franz die unwegsamsten Gebürge der Alpen überstiegen, und durch sein plözliches Erscheinen die Verbündeten in ein dumpfes Staunen versezt. Mistrauen und ängstliche Erwartung hielten die vereinten päbstlichen und spanischen Truppen an den Ufern des Po zurük. Der Pabst hatte seinem Befehlshaber, Lorenz von Medicis, Geduld statt Tapferkeit anbefolen. Der Verdacht, daß er in heimliche Unterhandlungen mit Frankreich getreten sei, nötigte den Vicekönig zu gleicher Behutsamkeit. Einer beobachtete den andern, weil es keinem ein Ernst war, etwas zu wagen, und einige unzwekmäßige Märsche waren ihre einzigen Thaten in dem gegenwärtigen Kriege.

Sie

Sie hoften ihre Maasregeln nach dem Ausgange zu nehmen, und verließen sich lediglich auf die Schweizer, ohne ihnen weder das Versprechen der Verbindung, noch der bedungenen Geldsummen zu halten.

Demohngeachtet war dies Volk, das schon so oft unnüzerweise sein Blut in Italiens Händeln versprizt hatte, auch iezt das einzige, welches den Franzosen die Stirne bot, und sich dem reißenden Strom ihrer Waffen widersezte. Angefeuert durch die Reden des Kardinals von Sitten, der durch seinen eingewurzelten Haß gegen Frankreich ihr Vertrauen unumschränkt gewonnen hatte, griffen sie Franzen mit außerordentlichem Heldenmut bei Marignan an. Beide Teile waren so erhizt, und fochten so tapfer, daß die Schlacht zwei Tage hinter einander dauerte. Sie war eine der blutigsten, die man ie erlebt hatte. Trivulce selbst, ein Feldherr von so langer Erfahrung, versicherte, daß hier nicht Menschen, sondern Riesen gefochten hätten, und daß achtzehn Schlachten, in denen er sich befunden, mit dieser verglichen, nur Kinderspiele genant werden könten. Das französische Geschüz entschied endlich zum Nachteil der Schweizer. Sie musten weichen, und ihr Rükzug geschah in einer so bewunderungswürdigen Ordnung, daß kein einziger Feind das Herz faßte, sie zu verfolgen. Ueberdrüßig, länger als Werkzeuge eines erschöpfenden Krieges in den Hän-

den

den unthätiger Bundesgenossen zu dienen, kehrten sie in ihr Vaterland heim, und überließen den Herzog Maximilian von Mailand seinem Schiksal. Dieser Fürst konte das Kastell der Hauptstadt, wohin er sich gerettet hatte, nicht lange verteidigen, und muste, mit Uebergabe seiner Person, Franzen ein Herzogtum einräumen, das er, bei schändlichen Sitten und würklicher Verstandesschwäche, eben so wenig werth war zu besizen, als klug genug, zu regieren.

Nach der entscheidenden Schlacht bei Marignang schien alles sich unter Frankreichs Herschaft zu beugen. Der Pabst kam dem Ungewitter zuvor, das seinen Staaten drohte, indem er sich mit dem König von Frankreich verglich; und dem Vicekönig blieb nichts übrig, als ungesäumt nach Neapel zu gehen. So wurde das Bündnis, welches bis iezt noch immer als Fortsezung der Ligue von Cambrai betrachtet werden konte, gänzlich aus einander gesprengt, und so stand der Vornehmste unter den ehmaligen Bundesgenossen, der zuerst das Schwerd gegen Venedig gezogen hatte, iezt als ihr einziger Beschüzer siegreich auf dem Plaze. Alle Bemühungen des Königs von Spanien, einen so mächtigen Nebenbuler aus Italien zu verdrängen, blieben fruchtlos. Die Politik, mit der er ehmals auf fremde Höfe würkte, schien sich iezt gegen ihn selbst zu kehren. Wo er hinsah, erblikte er Widersacher. England war bei-

leidiget; Venedig und der Erzherzog Karl standen in offenbaren Bündnißen mit Frankreich. Der Pabst, auf den Ferdinand bisher am meisten gerechnet hatte, fügte sich geschmeidig in die Zeitumstände, und um seinen Vorteil desto besser zu befördern, erbot er sich bei einem zu Bologna mit Franzen gehaltenen Gespräch, ihn in seinen Absichten auf Neapel zu unterstüzen. So viele Kräfte geselten sich unvermutet zusammen, um das Uebergewicht, dessen Spanien bisher in Italien genossen hatte, auf eine andere Krone zu bringen. Auch die Schweizer kehrten endlich zu ihren alten Bündnißen mit Frankreich zurük, und beraubten den König Ferdinand der lezten Hofnung, die ihm übrig geblieben war, sich ihres kriegerischen Armes zu neuen Unruhen in Mailand zu bedienen.

In dieser mislichen Lage wandte Ferdinand alles an, um an dem kaiserlichen Hofe, dem einzigen, wo er Gehör fand, die gewohnte Eifersucht gegen Frankreichs überwachsende Macht zu erweken. Selbst in England sucht' er die vormals verscherzte Freundschaft wieder zu gewinnen, und das geringe Gewicht, welches man der Warheit seiner Worte beilegte, durch Geschenke zu ersezzen. Aber diese Hülfsquellen waren nicht hinreichend, ihm den Einfluß wiederzuschaffen, den er in Italien verloren hatte. Körperliche Schwächen hemten allmälig seine

eigene Thätigkeit, und die glänzende Sonne seiner Regierung schien in einem trüben düstern Abend unterzugehen.

Mit den Widerwärtigkeiten, die ihm von außen bedrohten, vereinigten sich innere Unruhe und der Drang heftiger Begierden. Nie hatte er seit seiner Vertreibung auf Kastilien das Mistrauen gegen den östreichischen Kronerben abgelegt. Immer in Gefahr, die Regierung, die er verwaltete, niederlegen zu müssen, kont' er denienigen nicht anders, als haßen, den er als seinen nächsten ihm gleichsam aufgedrungenen Nachfolger betrachtete. Eine Folge dieser Gesinnungen war das außerordentliche Bestreben, Kinder zu haben, um nach seinem Tode wenigstens Arragonien einem selbstgewählten ihm anständigen Nachfolger zu hinterlassen. Nie hatte seine Freude sich öffentlicher an den Tag gelegt, als da seine zweite Gemalin ihm einen Sohn gebahr. Aber dies Vergnügen wurde wenige Stunden nach der Geburt durch den Tod des iungen Infanten unterbrochen. Ferdinand, der wegen seines Alters und seiner schwachen in iugendlichen Wollüsten erschöpften Gesundheit auf dem Wege der Natur Kinder zu erzeugen verzweifelte, hatte zu Aerzten und zu Hausmitteln seine Zuflucht genommen. In einem Rath von Weibern, dem seine Gemalin beiwohnte, und auf den er selbst viel Vertrauen sezte, wurde ein Trank bereitet, der den abge-

spanten Nerven die Stärke der Männlichkeit mitteilen solte. Ferdinand bediente sich dieses Arzneimittels; aber er erfuhr eine entgegengesezte Würkung. Seine Gesundheit nahm von dieser Zeit sichtbar ab, und es entdekten sich Spuren einer Wassersucht, die ohne Rettung tödlich wurde. Der König fing an, ernste Geschäfte zu meiden, und sich mit Kleinigkeiten, mit der Vögeliagd, und wider seine Gewohnheit selbst mit Kartenspiel abzugeben. Er haßte die Zimmerluft, und eilte von einem Orte zum andern, als wolt' er dem Tod, oder wenigstens der Erinnerung an seinen gegenwärtigen Zustand entfliehen. Mit der Krankheit wuchsen Mistrauen und Eifersucht. Die Begierde zu herschen ängstigte ihn mächtiger, als iemals. Immer fürchtete er eine Verschwörung des iungen Karl mit seinen Feinden, ihm den Tron zu rauben. Er wachte sorgfältig über dieienigen, die er im Verdacht hielt, und hörte die Nachrichten, die man ihm hinterbrachte, sehr aufmerksam an.

Die stärksten Proben seines Unmuts zeigten sich bald darauf bei Versamlung der arragonischen Kortes zu Calatayud. Weil zu gleicher Zeit der König die kastilischen Kortes zu Burgos berufen hatte, führte hier seine Gemalin Germaine den Vorsiz. Aber so leicht Ferdinands Forderungen wegen verlangter Staatsgelder in Kastilien durchgingen, so viel Widerspruch fand die Königin bei den arragoni-

schen

schen Granden. Diese beklagten sich, daß den Vasallen erlaubt würde, durch Appellationen an den König ihrer Gerichtsbarkeit auszuweichen, und verlangten, ehe sie bewilligten, die Abstellung dieser ihnen empfindlichen Beschwerde. Noch nie hatte Ferdinand ein Vorrecht aufgegeben, das so vorzüglich abzwekte, die Gewalt des übermütigen Adels einzuschränken, und eben so wenig war er entschlossen, es iezt zu thun. Er glaubte daher, ihre beharrliche Widerspenstigkeit durch einen andern noch wichtigern Eingrif zu besiegen, indem er nemlich sich an den Stand der Geistlichen und Gemeinden unmittelbar wandte, und von ihnen, zu deren Besten die Appellationen eingeführt waren, eine abgesonderte Bewilligung ohne Rüksicht auf Einstimmung des Adels verlangte. Gegen diese Neuerung, welche mit den Freiheiten des Reiches stritt, und den König ganz unabhängig von der Willkühr des Adels machte, sezten sich die Granden mit heftigem Ungestüm. Einer der ersten Staatsbedienten, Anton Augustin, Vicekanzler von Arragonien, wandte die ganze Macht seines Einflußes an, um die Gemüter in Harnisch zu bringen. Das Vertrauen, womit ihn Ferdinand von ieher beehrt hatte, hielt ihn nicht ab, auf die Seite der königlichen Widersacher zu treten. Man beschuldigte ihn, daß er ein gefärliches Verständnis mit dem Erzherzog Karl in Flandern unterhalte; und einige genauere

Nach-

Nachrichten versichern, daß er die Treue gegen seinen Herrn auf einer noch empfindlicher Seite verlezt, und sogar gewagt habe, der Königin Germaine einen Liebesantrag zu thun. Wenn auch iede andre Eifersucht auf das Herz des Königs iezt unwirksam gewesen wäre, so war es doch die Eifersucht auf sein Ansehen, die ihn zum wildesten Zorn entflamte. Er eilte sogleich persönlich nach Calatayund. Der Vicekönig wurde ins Gefängnis geworfen, die übrigen Staatsbeamten, die auf ihrer Weigerung beharten, verloren ihre Stellen. Alles Widerspruches ohngeachtet sezte Ferdinand die besondere Bewilligung bei den Städten und der Geistlichkeit, kraft einer Bulle vom Pabst Sixt dem Vierten, durch, worin die Einwilligung aller Stände bei dringenden Staatsbedürfnißen erlassen wurde. Aber selbst die Bemühungen, die er hier anwenden muste, und der unbeugsame Troz der Granden, die den persönlichen Forderungen ihres Monarchen den Gehorsam versagten, erinnerten ihn an die engen Gränzen seiner Hoheit, und er kehrte misvergnügt nach Kastilien zurük.

Ferdinand hatte durch die Gefangennehmung des Vicekanzlers sich von einem Feinde seiner Regierung, und von einem Anhänger Karls, wie er glaubte, glüklich befreit. Aber seine Einbildung wurde aufs neue durch einen weit furchtbarern Widersacher, den großen Kapitain in Schreken gesezt. Zu Strafe der Undank-

barkeit,

barkeit, womit dieser Feldherr belohnt worden war, schien er gleichsam auserkohren, den Lebensgenuß seines Herrn bis ans Ende zu vergällen. Man hatte dem König hinterbracht, daß Konsalvo sich mit verschiedenen andern Großen verbunden habe, den Erzherzog Karl aus Flandern zu holen, und auf den kastilischen Tron zu sezen; man schrieb dem erbitterten Feldherrn einen noch kühnern Plan zu, der dahin abzwekte, seine Tochter Elvira mit dem gefangenen neapolitanischen Kronerben Ferdinand zu vermälen, und diesen Fürsten, an dem er selbst ehmals zum Verräter geworden war, wieder in den Besiz des väterlichen Reiches zu bringen. Ferdinand hatte sich allzu sehr an Konsalvos Talenten versündiget, als daß er nicht geneigt gewesen wäre, ihn auf bloße Vermutungen zu verdammen. Unerschüttert in seinen bisherigen Masregeln, beschloß er noch am Rande des Grabes, hart gegen ihn zu seyn. Er sandte einen gewissen Maniarres ab, der alle Schritte Konsalvos genau bewachen, und bei der geringsten Wahrscheinlichkeit des Verdachtes ihn gefangen nehmen solte. Diesmal schüzte eine tödliche Krankheit den großen Kapitain für neuen Beleidigungen, und ersparte dem König einen Fleken, der alle Thaten seiner glorreichen Regierung verdunkelt haben würde. So weit ging Ferdinands Mistrauen, daß er, als Konsalvo sich in veränderter Luft durch ei-

ne Reise von Loxa nach Granada zu heilen dachte, dies alles für Verstellung hielt. Manniares muste ihn unterwegens, wie seinen Schatten, begleiten. Aber Konsalvos bald erfolgter Tod erlöste den König von der peinlichsten Furcht, und endigte die Laufbahn eines der grösten Feldherrn, die ie in Spanien zum Vorschein gekommen waren.

Von der Macht und von dem Ruhm, zu welchem die spanische Monarchie sich damals erhoben hatte, gebührt' ein beträchtlicher und beinahe der gröste Anteil dem großen Kapitain. Außer den Siegen, die er in Granada erfechten half, kont' er sich allein rühmen, das Königreich Neapel erobert, und das Ansehen der französischen Waffen während eines ganzen Zeitraums geschwächt, und beinahe vernichtet zu haben. Er zuerst bildete den spanischen Soldaten, und flößte ihm den Geist von Ordnung und Tapferkeit ein, der noch unter den folgenden Regierungen das spanische Fusvolk so fürchterlich und unwiderstehlich machte. Seine kriegerischen Talente wurden durch die rühmlichen Eigenschaften, die ihn im Frieden auszeichneten, erhoben. Er hatte nichts von der ekelhaften Roheit an sich, womit die damaligen Anführer sich zwar oft als sehr tapfere Helden im Kriege, aber als sehr unangenehme Geschöpfe in der bürgerlichen Gesellschaft darstelten. Wissenschaften und nüzliche Kentniße fanden bei ihm

Ein-

Eingang und Achtung. In der Einsamkeit zu Loxa füllten sie seine müßigen Stunden aus, und er suchte in ihnen einen Trost für die Stürme, die er am Hofe und im Felde ausgestanden hatte. Wiz und fröhliche Laune würzten seine Gespräche, und man konte ihn mit Recht den schönen Geistern in Spanien zugesellen, wenn er gleich keine Verse schrieb. Voll überströmender großmütiger Gesinnungen würde er seinen moralischen Karakter noch unbefleckter erhalten haben, hätte er nicht unter einem König, wie Ferdinand, gedient. Angesteckt durch sein Beispiel, ließ er sich zu verschiedenenmalen als Werkzeug einer unwürdigen Politik brauchen, und wurde treulos als Mensch, weil er als Unterthan nicht ungehorsam seyn wolte. Aber selbst diese Handlungen, ohngeachtet sie mehr auf Ferdinands Rechnung fielen, preßten ihm in der Folge manche Reue ab, und man kan das, was iener als Grundsaz befolgte, bei ihm nur als überhingehenden Fehler betrachten. Er gehörte zu den wenigen Menschen seiner Zeit, welche die dike Hülle des Aberglaubens durchbrachen, und den Abscheu der spanischen Regierung, die verfolgten Mauren und Juden, so gut er konte, in Schuz nahm. Vielleicht dürfte selbst dies, als eine damals hervorstehende Tugend angesehen werden, daß er, wie Jovius rühmt, nie die Keuschheit einer neapolitanischen Matrone beflekte. Geehrt bis

an sein Lebensende, teilt' er mit mehrern Zeitgenossen das Schikfal, daß ihnen ihr Ruhm gefährlich worden war, und daß sie ihre schönsten Kräfte zu Verherlichung eines undankbaren Monarchen aufgeopfert hatten.

1516. Der Eindruk, welchen Konsalvos Tod auf den spanischen König machte, wurde von allen den Erinnerungen, und allen den Schrekniß begleitet, wozu ihm sein gegenwärtiger Zustand die nächste Veranlaßung gab. Er selbst fühlte in der Verschlimmerung seiner Krankheit die nahe Gefahr; aber so sehr hing sein Herz an irdischer Hoheit, daß er den Augenblik, wo er vom Schauplaz der Welt abtreten solte, als den fürchterlichsten seines Lebens verabscheute. Der leidige Trost trügerischer Orakelsprüche war ihm iezt willkommen. Einer seiner Räthe brachte ihm die Antwort von der heiligen Mutter del Barco, einem damals berühmten Wallfartsort, er würde nicht eher sterben, bis er das Königreich Jerusalem erobert hätte *). Auf so schwache Hofnungen gelehnt, schüzte sich Ferdinand gegen das Urteil der Aerzte. Er suchte den mahnenden Ruf der Natur durch anstrengende und beschwerliche Reisen zu betäuben. Niemand durfte ihn an seine Schwäche erinnern, und selbst seinen Beichtvater, der sichs zur Gewissenspflicht machte, ihn an die

Pfor-

*) Garibay l. 20. c. 23.

Pforten der Ewigkeit zu erinnern, wies er mit harten Worten zurük.

Die lezte Kränkung, welche Ferdinand zu überstehen hatte, war eine Gesandschaft des Erzherzogs Karl, der seinen ehmaligen Lehrmeister, den Dechant von Löwen, Adrian, nach Spanien schikte, um über die kastilische Regierung bestimte Abrede zu nehmen. So wenig es Ferdinanden gelingen wolte, sich, wie er wünschte, dieses verhaßten Tronerbens ganz zu entledigen; so bedient' er sich doch aller Mittel, die in seiner Gewalt standen, ihm zu schaden. In dieser Absicht hatte er schon vor einigen Jahren ein Testament zu Burgos errichtet, worin er seinem zweiten Enkel Ferdinand die Grosmeisterschaften der drei geistlichen Ritterorden übertrug, und ihn zum Regenten in Spanien, bis zu Karls Ankunft ernante. Schon die vereinten Würden iener Orden waren hinreichend, ihren Besizer unabhängig zu machen. Die Regentschaft fügte noch einen neuen Reiz hinzu, und konte in den Händen eines Prinzen gefährlich werden, der durch seinen mächtigen Anhang in Spanien zugleich die kräftigsten Mittel besaß, die höchste Gewalt auf immer an seine Person zu befestigen.

Die eigentliche Absicht, warum Adrian nach Spanien geschikt wurde, ging daher mehr dahin, mit den kastilischen Granden wegen der künftigen Erbfolge in Verbindung zu treten, als

sich mit dem König über eine Regentschaft zu vergleichen, die er nicht lange mehr verwalten konte. Aber alle Klugheit, welche Adrian beobachtete, um den geheimen Zwek seiner Reise zu verbergen, reichte nicht hin, ihn gegen den scharfsehenden Blik des Königs zu schüzen. Nur allzubald erriet Ferdinand, daß der niederländische Gesandte gekommen sei, um als Kundschafter seinem Tod aufzulauern. Diese Entdekung verstärkte den Unwillen des schon ohnedies mürrischen, mit Leiden und Krankheit kämpfenden Königs. Selbst die Gelindigkeit eines Vertrages, welchen Adrian im Namen des Erzherzogs schloß, und worin er Ferdinanden die kastilische Regierung unbedingt auf Lebenslang überließ, flößte ihm keine milderen Gesinnungen ein. Seine Empfindlichkeit brach so heftig hervor, daß er den Gesandten von Wächtern begleiten ließ, welche ieder verächtlichen Person den Zugang zu ihm verwehren musten. Mit Fleiß suchte er sich Adrians Ausforschungen zu entziehen, und als er erfuhr, daß dieser ihm nachgereist war, hies er ihn erzürnt zurükzugehen, ohne sich vor ihm sehen zu lassen.

Ferdinand war indessen zu Madrigaleio, einem unberühmten Fleken in der Provinz Estremadura angelangt. Hier zuerst kam das Uebel, das er mit so eitlen Hofnungen bisher zu überkünchen gesucht hatte, zum tödlichen Ausbruch.

Die

Die Natur bezwang endlich alle Kräfte, die er angewandt hatte, ihr entgegen zu streben, und die Gewalt der Krankheit, die sich nicht länger verbergen ließ, machte ihn gelinde. Er hörte die Nachricht, daß er sterben müsse, mit anständiger Faßung an, und widmete die wenigen Augenblike, die ihn noch an die Welt feßelten, der Religion und den Staatsgeschäften. An der Scheidewand zwischen Leben und Tod verdrängte die Wichtigkeit der Fürstenpflichten iede Privatleidenschaft aus dem Herzen des Königs. Eben das Testament, das ihm ehmals der Groll zum Nachteil des Erzherzogs Karl eingeflößt hatte, legte er iezt seinen vertrautesten Räthen vor, um es mit den Augen der Staatsklugheit zu mustern. Gerührt von der Milde des Königs, erinnerten diese mit patriotischer Freimütigkeit, daß die Regentschaft den iungen Ferdinand selbst bei den treflichsten Eigenschaften zum Misbrauch verführen, und unter dem Einfluß herschsüchtiger Granden eine neue Veranlassung bürgerlicher Unruhen in Kastilien werden könne. Ein gleiches müsse man von der Verwaltung der Grosmeisterschaften befürchten, die, mit der Krone vereint, ihre festeste Stüze ausmache, abgesondert aber das Verhältniß der Kräfte in dem Staat zerstören, und die Macht des Unterthanen unaufhörlich gegen die Eifersucht des Fürsten bewafnen würden. Die Wahrheit dieser Gründe brachte die

gewünschte Würkung hervor, und bewog den König, die Vorliebe, die er für seinen Enkel Ferdinand hegte, dem Besten des Landes aufzuopfern. Er änderte das Testament in beiden Punkten, und hinterließ nunmehr den Erzherzog Karl ohne weitre Einschränkung zum einzigen Erben seiner weitläuftigen Reiche. Um die Regentenstelle bis zu Karls Ankunft zu ersezen, hatten ihm seine geheimsten Staatsräthe, mit denen er alles überlegte, Carvajal und Zapata den Kardinal Ximenes vorgeschlagen. Der König stand eine Zeitlang an, weil er die rauhen Grundsäze und die unbiegsame Härte dieses Mannes, mit der Herablassung und Geschmeidigkeit, die zu einer so erhabenen Würde erfordert wurden, für unverträglich hielt. Aber die anerkante Rechtschaffenheit des Kardinals, und der Umstand, daß er ohne Verwandschaft, ohne Anhang und Parteilichkeit, allein im Stande war, dem Anlauf und der Eifersucht der kastilischen Granden auszuweichen, überwogen endlich den Rest von Abneigung, welchen der König bei dieser Gelegenheit bliken ließ. Er ernante den Kardinal Ximenes zum Regenten in Kastilien, so wie er schon vorher seinem natürlichen Sohn, dem Erzbischof von Saragoßa, die Regentschaft in Arragonien übertragen hatte; und alles, was der jüngere Enkel Ferdinand behielt, schränkte sich iezt auf einen Jahrgehalt von funfzig tausend Dukaten ein.

Wäh-

Während dieser Beratschlagungen hatte die Schwäche des Königs so sichtbar zugenommen, daß man mit Abschreibung des Testamentes auf das dringendste eilen muste. Er starb wenige Stunden nach dessen Unterschrift am drei und zwanzigsten Januar, ein tausend fünf hundert und sechzehn, in einem Alter von zwei und sechzig Jahren, vier Monaten und vierzehn Tagen.

Eine Reihe merkwürdiger und unvermuteter Vorfälle, welche sich während der langen Regierung des katholischen Königs zutrugen, die Lebhaftigkeit, mit welcher er solche benuzte, und die Kunst, mit welcher er sie in das Sistem der spanischen Staatsverfaßung verarbeitete, bestimmen Ferdinanden einen vorzüglichen Plaz unter den grösten Fürsten seines Jahrhunderts. Nur auf der politischen Laufbahn dieses Königs lassen sich die hellsten Züge seines Karakters sammeln, weil diejenigen Handlungen, womit andre Fürsten sich im Privatleben unterscheiden, bei ihm einen mehrern oder mindern Bezug auf königliche Würde und Ansehen haben. Die Begierde zu herschen, regierte alle seine übrigen Begierden und Leidenschaften. Er war im eigentlichen Sinn nichts als Monarch, und Tugenden und Laster, womit ein Fürst damals einen Vorsprung gewinnen konte, bildete er entweder als natürliche Anlagen aus, oder nahm sie als Gewonheit an. Die schlaue Vor-

ſicht, die er von Jugend auf anwenden muſte, um unter der Eiferſucht unruhiger Granden, unter den Hinderniſſen, die ihm Verfaßung und Zufall in den Weg legten, ſich emporzuheben, verhülte ſeine Denkungsart in ein unauflösbares Gewebe von Verſtellung. Er legte dieſe Maske ſelbſt in ſeinem Pallaſt nicht ab, wo er mit der Eiferſucht ſeiner Gemalin Iſabelle zuſammenſtieß, die nie eine Gemeinſchaft der kaſtiliſchen Trourechte zugab, und das ſanfte Feuer häuslicher Zärtlichkeit durch die Kälte ihrer gebietenden, und ſorgfältig bewachten Maieſtät erſtikte. In dieſer Gewonheit eines beſtändigen Zwanges, erwarb er ſich endlich eine außerordentliche Fertigkeit, ſeine natürlichen Geſinnungen zu verkleiden, und macht' es zu ſeinem Hauptzwek, den König auf Koſten des Menſchen zu vervollkomnen.

Seine perſönlichen Eigenſchaften würkten um ein beträchtliches mit, ihm das Anſehen zu verſchaffen, zu dem er nach und nach auf den Tron gelangte. Eben die Selbſtverläugnung, die er von ieher beobachten muſte, und die Feßeln, die er ſich anzulegen gewont war, hatten ſeine Leidenſchaften gemäßiget. Man ſah ihn nie, ſelbſt bei den reizbarſten Veranlaſſungen, weder in heftigen Zorn, noch in Traurigkeit ausbrechen. Er liebte die Vergnügungen der Jagd, und andre Erholungen, ohne von ihnen hingeriſſen zu werden. Die Geſchiklichkeit,

keit, die er in Führung der Waffen, und andern kriegerischen Uebungen erworben hatte, reizte ihn eben so wenig zu persönlichen Bravaden, als sie ihn den Augenblik der Gefahr, wenn er sich zeigte, fliehen ließ. Immer kaltblütig, und Meister seiner selbst, wuste er den rechten Zeitpunkt zu treffen, wenn etwas zu unternehmen war, und wenn er gleich vieles mit den Waffen ausrichtete, so kan man doch behaupten, daß er mehr durch Klugheit herschte. Die Gabe der Menschenkentnis, die er in einem außerordentlich hohen Grad besaß, enträtselte ihm die Denkungsart der übrigen europäischen Fürsten, und auf diese vertraute Bekantschaft mit ihren Neigungen baute er iene künstliche Politik, wodurch er so viel ausrichtete, und als deren Vater er gewissermassen angesehen werden konte.

Ueberzeugt, wie viel das Ansehen der Religion über die damaligen Menschen vermochte, bedekt' er die kühnsten Handlungen mit ihrem geweihten Schleier, und suchte sie mit allen Staatsangelegenheiten in genaueste Verbindung zu bringen. Mönche waren daher die gewönlichsten Werkzeuge, deren er sich bei Unterhandlungen bediente, theils, weil das, was durch ihren Mund ging, gewissermassen mehr Ehrfurcht einflößte; theils auch, weil sie selbst sehr volkommen den schleichenden Gang seiner Gesinnungen, und die Unschuld nachamten, die

er seinen schlauesten Plänen unterzulegen wuste. Um den Gruch dieser Heiligkeit desto mehr zu verbreiten, beobachtete er in seinen äußerlichen Gebräuchen die strengste Andacht. Er bezeigte den Priestern und Klöstern eine ausgezeichnete Ehrerbietung, und pflegte nie zu essen und zu trinken, wenn nicht ein Priester vorher die Tafel gesegnet hatte. Sein Umgang mit den Granden war gefällig und herablassend, aber zugleich ernst und gebietend. Er besaß eine außerordentliche Kunst, die Gränzlinien zwischen Freundlichkeit und Härte so genau abzuschärfen, daß weder durch diese die Liebe, noch durch iene die Ehrfurcht, die man ihm schuldig war, geschwächt wurde. Mit einer klugen Sparsamkeit gewan er an Hülfsquellen, und wuste die damals kärglichen Kroneinkünfte durch genaue Einteilung und planmäßige Verwendung zu vervielfältigen. Zwar entging er hiebei nicht der Beschuldigung des Geizes; aber der Tod rechtfertigte ihn volkommen, und er hinterließ kaum so viel, daß er anständig begraben werden konte.

So wie Ferdinands Herschsucht manche gewönliche Geistesanlagen zu Tugenden läuterte, so sezte sie ebenfalls seinem Karakter einige Laster zu, wofür ihn der Privatstand vielleicht bewahrt haben würde. Niemand kan die Treulosigkeit verkennen, mit der er das öffentliche Zutrauen, die heiligsten Versprechungen und

die

die ersten Pflichten eines vernünftigen Völkerrechtes verlezte; aber ein großer Teil des Tadels, der ihn hier trift, fält auf Zeitgenossen zurük, die vorzüglich in den ersten Jahren seiner Regierung mit ihm auf Tronen sassen. Gegen die Heimtüke eines Ludwig des Eilften, gegen die Mordgier eines Alexanders und Cäsar Borgia, gegen die Ränke Ludwigs des Mohren, gegen die Grausamkeiten eines Ferdinand und Alfons von Neapel waren die Falschheiten des katholischen Königs nur geringe Fleken, und musten in einer solchen Gesellschaft gewissermassen als Notwehren betrachtet werden. In dieser Rüksicht scheint Machiavell*) Ferdinands Treulosigkeiten und Scheintugenden anzupreisen. Ein gewisser Fürst, sagt er, in den gegenwärtigen Zeiten, den ich nicht zu nennen für gut finde, predigt nichts, als Frieden und Redlichkeit; aber hätte er selbst auf das eine und das andere geachtet, so hätte er sehr oft seinen Ruhm und seine Staaten verloren. „— Dieser Ton des Zeitalters verleitete Ferdinanden in der Folge, die schädlichsten Ränke als erlaubte Kunstmittel anzusehen, ia sogar, sich derselben, als eines eigentümlichen Vorzuges mit großer Selbstzufriedenheit zu rühmen. Bei einer gewissen Gelegenheit, als Ludwig der Zwölfte von Frankreich äußerte, Ferdi-

*) Machiavelli principe c. 18.

dinand habe ihn nun schon einmal betrogen, rief er unwillig aus: was! Nur einmal hätt' ich ihn betrogen? Ich hab' es wohl zehnmal gethan; und kützelte sich innig an dieser Ueberlegenheit. Aus einer solchen Gewonheit bösartiger Neigungen kan man von selbst schließen, wie heilig die Religion war, der Ferdinand als ein so eifriger Anhänger zugethan schien. Ein italiänischer Fürst sagte daher einst: Um auf dieses Monarchen Schwüre zu trauen, wünscht' ich, daß man vorher mir sagte, an welchen Gott er glaubt *). Ferdinands Eifersucht auf eingebildete oder würkliche Eingriffe in die Regierung machte ihn überdies zu einem höchst mistrauischen, und gewiß zum undankbarsten Fürsten in der Welt. Jede wichtige Unternehmung erwekte seinen Neid, und die grösten Verdienste, die ein Mensch um ihn erworben hatte, waren ein hinlänglicher Grund, ihn zu haßen. Immer war er geneigt, eine Schuld, die er nicht bezalen konte, durch Unterdrükung desienigen zu tilgen, dem er verpflichtet zu seyn für gefährlich hielt. Daher sah man unter seiner Regierung die sonderbaren Auftritte, daß von den beiden merkwürdigsten Männern Spaniens, der eine, der eine Welt entdekte, in Feßeln nach Spanien gebracht wurd, und der an=

*) Le Gendre nouvelle histoire de France Tom. 2. pag. 597.

andere, der ein Königreich mit tausend Lebensgefahren erobert hatte, den schon zubereiteten Ketten kaum noch durch den Tod entging.

Demohngeachtet war es vielleicht diese Mischung von Tugenden und Lastern allein, welche Ferdinanden geschikt machte, der Schöpfer eines neuen Staates zu werden, und von der niedrigen Stufe eines arragonischen Königs sich zu der ersten Reihe der europäischen Regenten empor zu schwingen. Er zuerst sammelte die Bruchstüke der spanischen Monarchie in ein Ganzes, und erhob die Länder, die einzeln nichts vermochten, zu einem großen Reich. Es ist nicht zu läugnen, daß Spaniens ganze Macht sich auf eine Gewaltthätigkeit, die Unterdrükung der Tochter und rechtmäßigen Erbin des Königs Heinrich von Kastilien gründete. Aber diese Ungerechtigkeit, so sehr sie in der moralischen Welt unsern Abscheu verdient, wurde Wohlthat in der politischen, und brachte alle die merkwürdigen Folgen hervor, die zu Emporbringung des Reichs unter der Aufsicht eines weisen Fürsten entstehen musten. Kastilien und Arragonien, die Grundpfeiler des Staates, deren lange Absonderung, und eigentümliche Verfaßung, deren immerwährende Kriege und Beeinträchtigungen einen wechselseitigen National erwekt hatten, blieben auf immer vereinigt. Durch den Krieg, den Ferdinand damals gegen Portugall mit so vielem Nachdruk führ-

re, brachte er einen großen Teil des kastilischen Landes, dessen sich der König Alfons bemächtiget hatte, an die Krone zurük, und benahm den Portugisen auf lange Zeit die Lust, Spanien zu beunruhigen. Selbst gegen seinen listigsten Gegner, Ludwig den Eilften, behauptete er das Uebergewicht, indem er den günstigsten Augenblik seines Todes faßte, um die Grafschaften Roußillon und Cerdagne, die an Frankreich verpfändet worden waren, und zu so manchen Kriegen Gelegenheit gegeben hatten, wieder zu gewinnen. Nach einem langwürigen blutigen Kampf brachte er Granada unter seine Botmäßigkeit; dies Reich, das so oft Spaniens Könige beunruhigte, und wo eine barbarische Nation sich den lezten Hinterhalt befestiget hielt, um wo möglich mit erneuerten Kräften ihre christlichen Nachbarn zum zweitenmal auszurotten. Nichts fehlte zu Spaniens volkomner Rundung, als Navarra, und auch dies Reich, das unter manchen weit fürchterlichern Angriffen sich unversehrt erhalten hatte, muste endlich den fast entkräfteten Waffen Ferdinands zum Raube dienen.

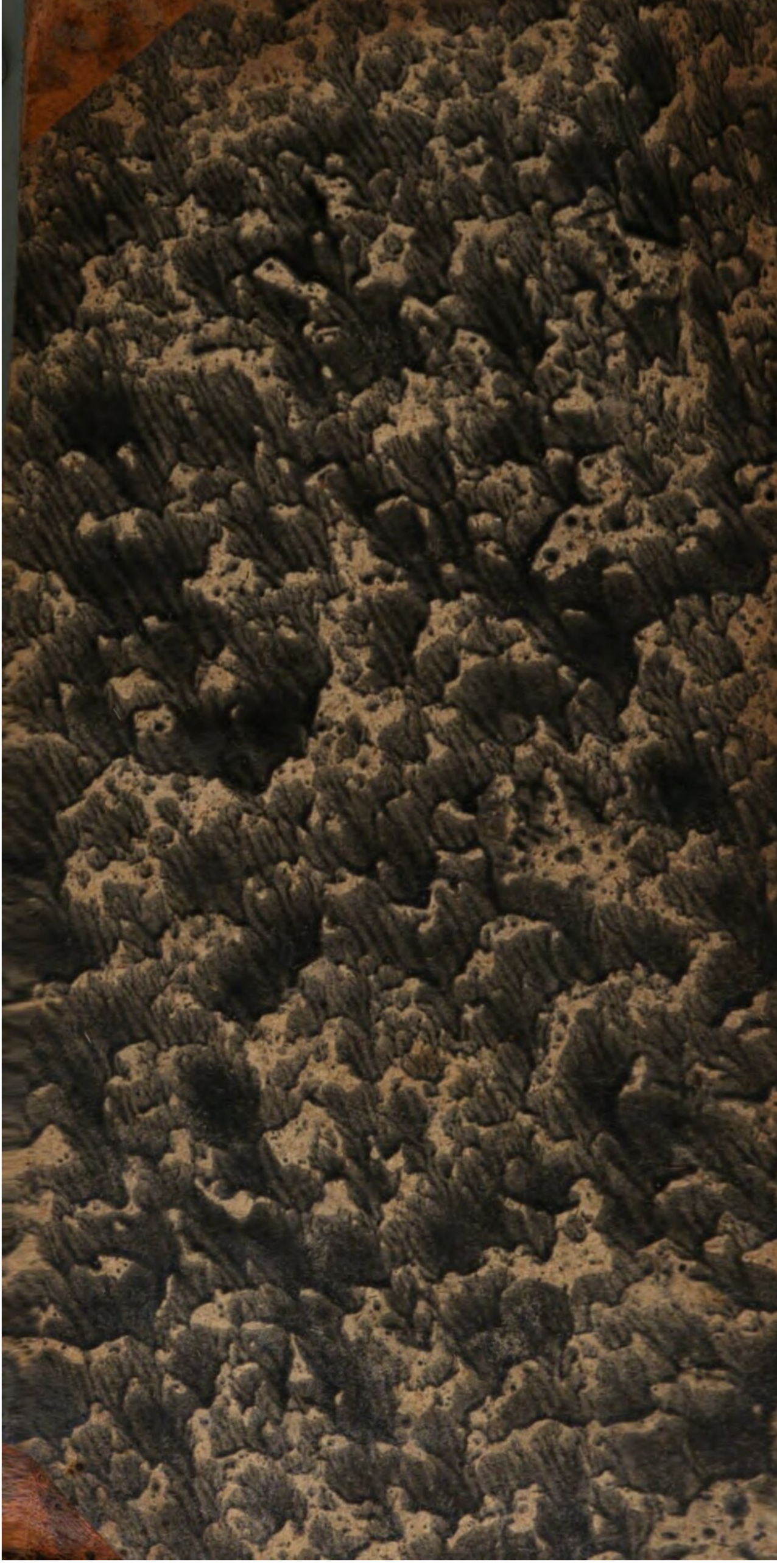
Eben die Thätigkeit, welche Ferdinand angewandt hatte, um aus so vielen zerstreuten Provinzen einen Staat der ersten Größe zu schaffen, leitete ihn in dessen innerer Verwaltung. Durch Verbesserung der Gerechtigkeitspflege, und durch weise Polizeigeseze steuerte er

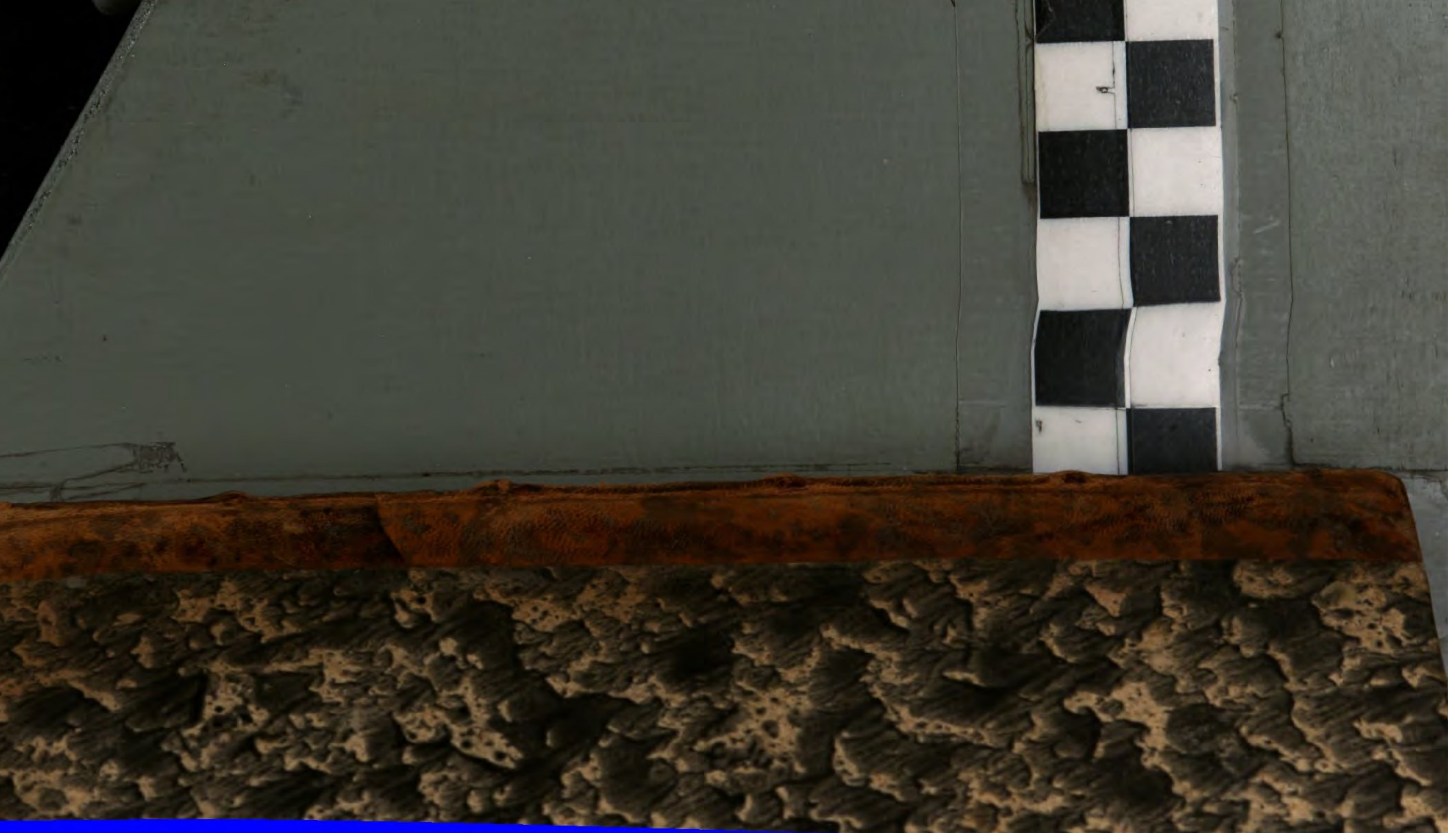
den

den Befehdungen und Räubereien, welche die Bande der bürgerlichen Geselschaft in Spanien so lange Zeit zerstört hatten. Mit unermüdeter Sorgfalt sucht' er das Staatsvermögen zu mehren, und brachte die Güter, die unter seinen Vorfahren an Günstlinge verschwendet, oder veräußert worden waren, wieder an die Krone. Seine Hauptabsicht aber ging dahin, das Ansehen der Granden zu demütigen, welche die königliche Gewalt so oft und so frevelhaft einschränkten. Durch Einziehung der drei Grosmeisterschaften von den geistlichen Ritterorden St. Jakob, Calatrava und Alcantara macht' er sich um ein großes Teil unabhängiger, und entzog den Granden eine Hauptquelle ihres bisherigen Uebermutes. Ein noch glüklicheres Hülfsmittel aber fand er in den vielen auswärtigen Kriegen, womit er sie beschäftigte, und dadurch unmerkbar ihre Aufmerksamkeit von den inneren Landesangelegenheiten ableitete.

Er war der erste unter den spanischen Monarchen, der den Staat in Verbindung mit andern Mächten sezte, und an allen europäischen Höfen sich einen Schauplaz eröfnete, wo die Triebfedern seiner Politik würken konten. Die Unterhandlungen, die er mit gröster Lebhaftigkeit betrieb, wurden durch die Wichtigkeit und das Glük seiner auswärtigen Eroberungen unterstüzt. In Italien, wohin damals die mächtigsten Fürsten ihre Vergrößerungsabsichten rich-

teten, verschafte er sich durch Neapels Besiz einen festen Fuß. Man sah ihn als den einzigen Damm gegen Frankreichs überströmende Macht an, und die empfindlichen Streiche, die er dem König Ludwig versezte, erwarben ihm bei Italiens Staatshändeln den obersten Einfluß. Fremde Weltteile erkanten seine Oberherschaft. In Afrika hatte er sich die Königreiche Bugia, Tripolis und andere Länder unterworfen, die seinen Ruhm und seine Macht vermehrten. Den wichtigsten Zuwachs aber erhielt er durch Entdekung einer neuen Welt, wodurch der Grund zu dem Reichtum und dem Ansehen gelegt wurde, zu welchen Spanien unter seinen Nachfolgern Karl und Philipp emporstieg. Man kan mit Recht behaupten, daß Ferdinand, bestimt, ein kleines Land, wie Arragonien war, zu beherschen, alles vorbereitet hatte, um seine Nachfolger zu dem ersten, und vielleicht zu dem einzigen unumschränkten Regiment in ganz Europa zu erheben.





BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Becker, Gotthelf Wilhelm Rupert,

Geschichte der Regierung Ferdinand des Katholischen, Königs von Spanien

Bd.: 2

Prag ; Leipzig (1791)
Hisp. 13-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10455689-3
VD18 10630430-004